
DAN SHOCKER's
Macabros
-.35
Nr. 123
DM 1.60
Die
SPUK-RUINE



Nr. 123

Die Spuk-Ruine von Maronn

»Bitte, meine Damen und Herren«, sagte der Fremdenführer, »bleiben Sie nun dicht beisammen, da wir in einen Teil des Schlosses kommen, in dem es besonders viele Abzweigungen, Korridore und Durchlässe gibt, in denen man sich leicht verlaufen kann. Ich möchte meine Arbeitszeit nicht unnötig verlängern, um später dann nach Verirrten zu suchen…«

Einige Leute aus der Reisegesellschaft lachten und scharten sich automatisch enger um den Mann, der mit der Schloßführung betraut war.

Die Gruppe bestand aus insgesamt siebenundzwanzig Personen. Alles Amerikaner, die einen Europatrip machten und die dritte Etappe ihres Reiseziels erreicht hatten: Die schottischen Highlands…

Hier gab es noch viele mehr oder weniger gut erhaltene Castles und Schlösser, einige von ihnen waren sogar bewohnt.

Der trutzige Koloß von Dwellyn Castle war eines dieser hervorragend erhaltenen Bauwerke. Die jetzigen Besitzer wohnten allerdings nicht mehr darin. Die Wände waren feucht, die Räume nicht heizbar, und nur in den Flügeln, durch die Touristen geführt wurden, gab es elektrisches Licht.

Dwellyn Castle sah aus wie ein riesiger, eckiger Kasten. Sogar die Türme waren eckig. Davon gab’s insgesamt drei.

Das Castle diente dem jetzigen Besitzer als eine Art Museum.

Es gab alte Waffen und Rüstungen zuhauf. In einigen Kammern standen Vitrinen, in denen hinter einbruchsicherem Glas ebenfalls waffentechnische Utensilien lagen, die von manchem Besucher gern als Souvenir mitgenommen würden, wären sie nicht unter Verschluß.

Die Gewölbe, die fünf Meter tief im Erdreich lagen, waren in der Tat riesig. Katakombenartige Gänge führten in verschiedene Verliese und Nischen. Hinter engstehenden Gittern waren Skelette zu sehen. Manche lagen auf dem Boden, andere standen wie Soldaten an der Wand.

Pestleichen…, erklärte der Fremdenführer. Man hatte die Toten, die der furchtbaren Seuche zum Opfer gefallen waren, hier unten in die Gewölbe geschafft. Wenn eines voll war, wurde es zugemauert.

Um die Neugier der heutigen Zeitgenossen zu stillen, hatte der Herr von Dwellyn-Castle einige Mauern geöffnet und mit Gittern versehen lassen.

Blitzlichter grellten auf, Kameraverschlüsse klickten, Schmalfilmkameras surrten.

An den drei Gittern drängten sich die Menschen.

Loretta Franklin war eine der letzten, die an das Gitter herankam.

Die anderen Reisenden gingen schon weiter.

Der Korridor zweigte nach drei Seiten ab. Deutlich war zu sehen, daß Teilnehmer an der Führung sich rechts hielten und dort hinter der

Mauer verschwanden.

Die neunundzwanzigjährige Sekretärin, die aus Connecticut stammte und allein lebte, reiste leidenschaftlich gern. Besonders angetan hatten es ihr geschichtsträchtige Plätze, alte Schlösser und Burgen, Städte, die eine große Vergangenheit hinter sich hatten. Solche Dinge fand man am besten in Europa. Deshalb zog es sie immer wieder hierher.

Loretta war ebenfalls eine leidenschaftliche Fotografin, entwickelte zu Hause sogar ihre Bilder selbst und fertigte von den schönsten Aufnahmen Vergrößerungen an.

Kurz hintereinander schoß sie noch zwei, drei Aufnahmen, hielt die Kamera an die Gitterstäbe und holte mit dem Objektiv einen der Knochenmänner von der gegenüberliegenden Wand ganz nahe heran.

Sie hörte die sich entfernenden Schritte, das Gemurmel und blieb allein im Korridor mit den vergitterten Nischen zurück.

Bis zur Abzweigung nach rechts waren es rund zehn Schritte.

Loretta Franklin fürchtete nicht, sich in den nur schwach beleuchteten Gängen zu verlaufen. Schließlich hörte sie noch die Stimmen und Schritte der anderen Reisegefährten, das leise Lachen, als der Fremdenführer eine witzige Bemerkung machte, die sicher nicht hier unten dazu gehörte.

Die junge Blondine bog nach rechts ab und war überzeugt davon, die anderen wieder zu finden.

Loretta Franklin stutzte.

Der Korridor – ging nicht weiter!

Vor ihr aus dem Boden ragte unüberwindlich und massig eine Mauer und schnitt ihr den Weg ab.

*

Ihre Augen verengten sich, und schnell ging sie an der Mauer entlang, in der Hoffnung, daß im Halbdunkeln weiter rechts der Korridor wieder zu den anderen führte.

Doch auch hier ging es nicht weiter.

»Aber… das gibt's doch nicht!« entfuhr es der Frau. »Ich habe deutlich gesehen, daß die Gruppe hier entlang gegangen ist…«

Unbehagen breitete sich in ihr aus.

Loretta Franklin hörte keine Stimmen mehr!

Ihre Reisegefährten mußten aber hinter der Mauer sein.

»Hallo!« rief die junge Frau spontan, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren und auf ihre Lage aufmerksam zu machen, ehe die anderen außer Hörweite waren. »Vergeßt mich nicht… Ich bin hier…«

Sie schlug mit der flachen Hand gegen das dicke Gemäuer.

Da versank ihre Hand im Stein wie im Nebel, und im ersten

Moment nahm sie diese ungeheuerliche Tatsache überhaupt nicht wahr.

Aus dem Schatten streckte sich ihr eine Hand entgegen.

Die Hand – eines Skeletts!

Loretta Franklin kam zu keiner vernünftigen Erklärung mehr und auch nicht mehr zum Schreien.

Sie wollte einen Schritt zurückweichen, um die fahle Hand besser zu sehen.

Da war schon eine zweite da. Sie ragte ebenfalls aus dem Mauerwerk, tauchte weiter links neben ihr auf. Ein Knochenarm stieß nach und versetzte ihr einen Stoß, daß sie in Richtung Mauer taumelte.

Dann wurde die aufschreiende Amerikanerin mit brutaler Gewalt gepackt und in die Wand gezogen.

Loretta Franklin verschwand, und ihr Schrei verstummte…

»Heh?« wunderte sich einer der anderen Teilnehmer und blickte sich lauschend um. »Hat da nicht jemand geschrieen?«

Der Mann sagte es zu seiner Begleiterin, einer Fünfzigjährigen, die zum dunkelvioletten Rock eine fliederfarbene Bluse trug.

Die Angesprochene nickte. »Einen Moment war's mir auch so…«

Auch andere Touristen, die an der Schloßführung teilnahmen, waren aufmerksam geworden.

Sie wiesen den Fremdenführer auf den Schrei hin.

»Da hat sich einer einen Scherz erlaubt«, winkte Fred McDonell ab. »Kommt bei solchen Gelegenheiten öfter vor… den meisten ist es hier unten nicht gruselig genug, und sie wollen durch Stöhnen oder Schreie die gespenstische Atmosphäre noch verstärken.« Er ließ seinen Blick über die Gruppe schweifen. »Alle noch vollständig? Keiner in der Zwischenzeit vom Schloßgeist entführt worden?« fügte er lächelnd hinzu.

Beifälliges Murmeln klang auf, dann war eine Stimme zu hören. »Ich glaube, da fehlt jemand…«

»Wer?« McDonell hob kaum merklich die Augenbrauen.

Die Bemerkung stammte sicher von einem, der Stimmung verbreiten wollte. Solche Witzbolde gab es erfahrungsgemäß in jeder Führung. Meistens war es jedoch nicht möglich, den »Stimmungsmacher« festzustellen, und die Gruppe setzte dann nach einigen weiteren scherzhaften Bemerkungen ihren Weg fort.

Doch heute war das anders.

Eine zweite Stimme meldete sich. »Sie haben recht. Ich kann die junge blonde Frau nicht mehr sehen.«

»Welche Frau?« wollte McDonell wissen.

»Diese Lehrerin…«, ergänzte jemand.

»Nein, sie ist Sekretärin«, warf ein Vierter ein, als ob es jetzt auf

die Berufsbezeichnung ankäme.

McDonell nahm mit den Menschen, die sich an die blonde Frau erinnern konnten, Kontakt auf. Er selbst hatte keine Vorstellung von der Vermißten.

Zuerst ließ er die Gruppe durchzählen.

Es waren in der Tat nur 26 Teilnehmer versammelt. Der 27. fehlte…

»Wann hat man sie zuletzt gesehen?« fragte der sommersprossige Mann mit dem schütteren, rotblonden Haar. Er gab sich Mühe, auch jetzt noch freundlich zu bleiben, obwohl sein schottisches Blut in Wallung geraten war.

Wenn sich einer aus der Gruppe verlaufen hatte, gab's meistens unnötigen Aufenthalt und Arbeit.

»Ich glaube, vorn bei den Kammern mit den Skeletten«, sagte jemand.

Ein Mann konnte sich sogar noch daran erinnern, daß die fragliche Blondine ihre Kamera schußbereit gemacht hatte, um zum Schluß die Skelette noch in aller Ruhe fotografieren zu können.

»Alles bleibt hier bitte beisammen«, ordnete McDonell an. »Ich gehe einige Meter zurück. Wahrscheinlich hat die junge Frau sich an der Abzweigung verlaufen. Wenn ich zurückkomme, will ich nicht auch noch einen anderen Teilnehmer der Führung suchen müssen. Also, meine Herrschaften, beisammenbleiben.«

McDonell drängte sich an den dicht stehenden Menschen vorbei und lief auf dem Korridor zurück, den sie gekommen waren.

Der Mann, der schon soviele Gruppen durch Dwellyn-Castle geführt hatte, passierte die Stelle, an der vor wenigen Augenblicken die Gesuchte in der Tat noch gestanden hatte und keinen Schritt mehr vorwärts gehen konnte.

Jetzt aber – gab es dort keine Mauer mehr!

McDonell lief ins Gewölbe, überblickte die Nischen mit den Skeletten und lief dann die linke Abzweigung weiter. Jenseits des Durchlasses war es dunkel. Absichtlich war dort keine Lampe eingeschaltet, um schon dadurch zu demonstrieren, daß dieser Weg ungeeignet war. Außerdem war ein fingerdickes Seil quer über den Weg gespannt, eine deutlich sichtbare Barriere, die ein Teilnehmer normalerweise nicht so ohne weiteres überwand.

»Hallo?!« rief McDonell in die Dunkelheit. »Miss? Können Sie mich hören?«

Die ihn hörten, waren die wartenden Touristen.

Die Vermißte meldete sich nicht.

McDonell lief den Korridor bis zur Treppe vor, die sie heruntergekommen waren. Vielleicht war die Amerikanerin den gleichen Weg zurückgelaufen.

Der Fremdenführer verwarf den Gedanken jedoch ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.

Warum hätte die junge Frau das tun sollen?

Er konnte die schwere Bohlentür ganz oben schattenhaft wahrnehmen. Er brauchte sich nicht die Mühe zu machen, die Treppe hinaufzulaufen und jenseits der Tür nachzusehen. Er wußte, daß er sie abgeschlossen hatte, denn nach der Führung durch die unterirdischen Gewölbe, die Folterkammern, Verliese und den Fluchttunnel würde er mit der Gruppe auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses ankommen und den dortigen Ausgang benutzen, der rund achthundert Meter von dem oberhalb der Treppe befindlichen entfernt lag.

Fred McDonell zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und kehrte zu den Wartenden zurück.

»Ist sie inzwischen aufgetaucht?« fragte er voller Hoffnung, daß sich vielleicht während seiner minutenlangen Abwesenheit die Vermißte reuig wieder eingefunden hatte.

Doch das war nicht der Fall.

Die junge Frau, deren Namen niemand kannte, blieb nach wie vor verschwunden.

Vielleicht war sie krank… Vielleicht hatte sie einen Schwächeanfall erlitten und war – in diesem Fall sicher ohne Absicht – in die falsche Richtung gegangen und dort zusammengebrochen? Das würde erklären, weshalb sie sich auf die Rufe nicht melden konnte.

Er rief trotzdem noch mehrere Male, aber wieder ohne Erfolg. McDonell suchte kurz die dunklen Gangabzweigungen auf und ging einige Meter hinein.

Er entdeckte keine Spuren, und da er die gesperrten Korridore nicht beleuchten konnte, entschloß er sich, die Führung abzubrechen und seine Schützlinge auf der anderen Seite des Castle herauszulassen.

Der Gang mündete in einer Ruine, von der man nicht mehr wußte, wozu sie mal diente.

McDonell schloß ab, begleitete seine Gruppe zum wartenden Bus und fuhr sie hinüber zum Hotel. Dort würden die Touristen die Nacht verbringen. Das Haus gehörte dem gleichen Besitzer wie das Castle. Beide Gebäude waren etwa eine Meile voneinander entfernt, und von einer Seite des Hotels aus hatte man einen vorzüglichen Blick auf die bizarre Hügellandschaft und das riesige, unbewohnte Schloß, das einsam in der Landschaft lag, als würde es dort gar nicht hingehören.

Fred McDonell nahm sich keine Zeit für Trinkgelder.

Er telefonierte sofort mit dem Schloßbesitzer und berichtete das Fehlen eines Touristen.

Fünf Minuten später fuhren McDonell, der Schloßbesitzer und dessen Sohn im Privatwagen zur Ruine hinüber, betraten den Geheimgang vom Ende her, aus dem McDonell mit seinen

Schützlingen gekommen war.

Die Männer hatten Taschenlampen dabei, um auch jene Gänge und Korridore inspizieren zu können, die nicht an die elektrische Leitung angeschlossen waren.

Die Wege der drei trennten sich, nachdem sie die steile Treppe in die Tiefe gegangen waren.

Durch das labyrinthartige Gewölbe hallten Schritte. Fahl und geisterhaft wanderten die Lichtkegel der Lampen über die groben, feuchten Steinquader.

Die Männer konnten sich anfangs durch Zurufe verständigen, doch dann entfernten sie sich so weit voneinander, daß jedes Geräusch verebbte.

Jeder nahm sich einen Korridor vor, ging ihn bis zum äußersten Ende und leuchtete bis in den hintersten Winkel.

Viele Male wurde Loretta Franklins Name gerufen. Doch sie gab keine Antwort.

Die Suche nach ihr dauerte fünf Stunden.

Als McDonell, der Lord of Dwellyn und sein Sohn sich am vereinbarten Treffpunkt wieder einfanden, waren sie ratlos.

»Sind Sie sicher, McDonell, genau gezählt zu haben?« mußte der Fremdenführer sich die Frage gefallen lassen.

»Ja, Mylord. Wir waren siebenundzwanzig. Ich bin ganz sicher… Wenige Augenblicke vor dem Verschwinden von Miss Franklin habe ich die Gruppe noch mal kontrolliert.«

»Aber die Frau kann doch nicht vom Erdboden verschluckt worden sein!«

Die Ratlosen verließen nachdenklich und ernst das Castle.

Sie mußten das Verschwinden von Loretta Franklin melden. Es gab zu viele Zeugen, die sich an die Frau erinnerten…

*

Leila Philips war eine Seele von Mensch.

Am liebsten war sie mit ihren Freunden und Freundinnen zusammen. Dann wurden Platten gehört und Drinks geschlürft – oder selbst musiziert.

Leila war achtzehn. Sie spielte hervorragend Gitarre und textete ihre eigenen Songs.

Wenn sie sang, kam Stimmung auf, dann hörte alles zu.

Die Texte hatten Sinn, und die Lieder gingen unter die Haut.

An diesem Abend wollte Leila Philips zusammen mit Patrick Brown, dem Farmersohn aus der Nachbarschaft, einige neue Lieder einstudieren, die sie beim nächsten Country-Festival in drei Wochen im Duett vortragen wollten.

Leila wohnte am Stadtrand von Huddam, konnte vom Fenster ihres im ersten Stock liegenden Zimmers die breite Straße entlangsehen, die in das flache, fruchtbare Land führte.

Es wurde bereits dunkel.

Die Straßenlaternen schalteten sich ein, und Fred hantierte drüben in seiner Hamburger Station.

Die kleine Imbißbude war gut besetzt. Dort wurde gekocht und gebrutzelt, und Wortfetzen drangen durch das geöffnete Fenster über die Straße.

Huddam war eine kleine Stadt im Herzen von Middlesex, Connecticut.

Die Häuser waren höchstens zweistöckig, und die meisten Einwohner hatten ihre Arbeitsstätten außerhalb. Frühmorgens herrschte auf der breiten Main Street der Hauptverkehr, ebenso abends, wenn alle Pendler zurückkamen.

Leila lauschte der Musik, die aus den Lautsprechern ihrer Stereoanlage kam und summte die Melodie mit.

Das Zimmer war eingerichtet, wie es zu einem jungen Mädchen ihres Alters paßte.

An den Wänden hingen Poster mit lebensgroßen Konterfeis ihrer Idole.

Da hingen Elvis Presley und Johnny Cash ebenso wie die Pop- und Rockgruppen.

Im Zimmer gab es viele Regale, in denen gerahmte Bilder, Bücher und Schallplatten standen.

Auf der mit beigem Stoff bespannten Liege unter dem Fenster lag eine Gitarre, nach der Leila wieder griff, um einige Akkorde zu spielen.

Da vernahm sie das Geräusch eines sich nähernden Autos.

Patrick Brown kam.

Der weiße Chevrolet rollte vor dem Haus aus. Gleich darauf erscholl der vertraute, gemütliche Ton der Ding-Dong-Klingel durch das Haus.

Drunten wurde geöffnet.

Schnelle Schritte waren zu hören, und eine helle, plappernde Stimme hallte durch die Vorhalle, in der auch die Galerie mündete, zu der links und rechts eine Treppe führte.

Durch die nur angelehnte Tür ihres Zimmers bekam Leila alles mit.

»Gut, daß du kommst!« hörte sie von unten die helle Stimme ihrer kleinen Schwester. »Dort oben wartet schon jemand sehnsüchtig auf dich… Es ist höchste Zeit, daß du kommst.«

Leila wurde rot. »Na, warte«, knurrte sie. »Du kleines Biest. Das hab' ich nicht gesagt…«

Patricks klare, kräftige Stimme war zu hören.

Er begrüßte unten noch ihre Eltern, die vor dem Fernsehschirm saßen. Dann vernahm Leila seine eiligen Schritte auf der Treppe.

»Komm' nur herein!« rief sie ihm zu, ehe er anklopfen konnte, und zog den Leinenrock über ihre Knie. Sie hockte auf der Liege unter dem Fenster und griff beiläufig in eine Schale mit Knabbereien, die immer gutgefüllt bereit stand.

Daß sie gern naschte, sah man ihr nicht an.

Leila Philips war schlank und hatte Idealmaße.

Der Besucher streckte den Kopf durch den Türspalt.

Patrick Brown hatte ein ovales, gutgeschnittenes Gesicht und braune Haare, und er war überzeugt davon, daß irgendwann mal seine Vorfahren wegen dieses kräftigen braunen Haares zu dem Namen »Brown« gekommen waren.

Leila legte ihre Gitarre zur Seite und glitt von der Liege.

»Hallo, Pat!« freute sich die Achtzehnjährige. »Ich hab' schon gar nicht mehr damit gerechnet, daß du noch kommst…«

»Tut mir leid, daß ich mich verspätet habe«, erwiderte der Besucher. »Aber das hatte seinen Grund.«

»Arger auf der Farm? Ist euer Traktor mal wieder ausgefallen, und du hast mithelfen müssen, ihn zu reparieren?«

Er lachte. Es war im ganzen Ort bekannt, daß der Traktor der Browns immer dann seine Mucken hatte, wenn man ihn am nötigsten brauchte. Das führte nicht nur inzwischen zur allgemeinen Erheiterung, sondern oft auch zu Verspätungen und Verzögerungen bei Zusagen, die sie gegeben hatten. In diesem Fall war eben der Traktor schuld daran.

»Nein, der funktioniert vorerst mal wieder einwandfrei. Toi, toi, toi…« Er klopfte sich an die Stirn. »Meine Verspätung hat nur indirekt damit zu tun.«

Er reichte ihr die Hand.

»Also doch«, bemerkte Leila.

»Ich hab' hier etwas.« Mit diesen Worten nahm er einen zusammengefalteten Bogen aus der Innentasche seiner Jacke. »Mir ist vorhin urplötzlich eine Idee gekommen, Leila.«

»Spuck sie aus.«

»Ich hab' einen neuen Text gebastelt. In ihm spielt ein Traktor die Hauptrolle.« Patrick Brown entfaltete das Blatt. »Es ist 'ne richtige kleine Story daraus geworden. In ihr geht es darum, daß ein Traktor zum Schicksal einer ganzen Familie wird.«

»Hört sich dramatisch an.«

»Ist es auch. Aber auf lustige Weise…«

Brown erklärte ihr den Inhalt des Textes.

Es war darin die Rede von einer Familie, die wegen der Mucken eines Traktors in mancherlei Schwierigkeiten und haarsträubende

Situationen gerät. Ein Farmerssohn und eine Farmerstochter, die sich gefunden haben und lieben, beschließen, trotz aller Unkenrufe, mit dem Traktor zur kleinen Kirche des Ortes zu fahren, um sich dort trauen zu lassen.

Auf dem Weg tritt ein Motorschaden auf. Der Bräutigam versucht noch die Reparatur, aber er schafft es nicht mehr rechtzeitig. So verstreicht der Termin für die Trauung.

Der Traktor hat die Hochzeit verhindert… und zwanzig Jahre später, als das altersschwache Gefährt in einem baufälligen Schuppen vor sich hinrostet, ist der verhinderte Bräutigam von damals heilfroh, daß es zu dem Zwischenfall und zur Verhinderung der Ehe kam. Das Mädchen, das er zu heiraten beabsichtigte, ist in der Nachbarschaft als böses, zänkiges Weib verschrien, und jedermann meidet sie.

Der »gute, alte Traktor«, von dem die Rede in dem Song war, hatte ihn vor einer »Riesendummheit«, wie es in dem Reim hieß, bewahrt.

»Wie gefallen sie dir?« wollte Patrick abschließend wissen.

Leila sah sich die Strophen an.

»Das ist gut«, lobte sie; dann zeigte sich auf ihrem Gesicht jener typische Ausdruck der Begeisterung, der sich noch schöner und begehrenswert erscheinen ließ. »Jetzt fehlt nur noch die richtige Melodie dazu…« Sie sah ihn strahlend an. »Ich hoffe«, fuhr sie etwas ernster wirkend fort, »du hattest nicht mich vor Augen, als du die Farmerstochter beschriebst?«

»Dich, Leila, könnte ich mir nie böse und zänkisch vorstellen… und auch ein defekter Traktor würde mich nicht davon abhalten, dich zum Altar zu führen.«

Leila Philips stand der Mund offen, ihre Augen weiteten sich.

»Pat«, flüsterte sie. »Soll das – eine Liebeserklärung sein?«

Sie mochten sich beide. Aber so direkt hatte es einer dem anderen noch nicht gesagt.

Patrick Brown wurde sogar ein bißchen rot. »Du kennst die letzte Strophe noch nicht«, sagte er ausweichend. »Ich habe sie dir vorenthalten und bin dafür, daß wir sie auch nicht verwenden, wenn wir mit dem Song offiziell etwas machen. In der letzten Strophe steht, daß ein Mädchen aus der Stadt später mit dem gleichen Traktor mit ihm zur Kirche fuhr. Und so schnell wie an diesem Tag ist er noch nie vorher gefahren.«

Da lachten sie beide, und keiner wußte, wie es kam. Plötzlich lagen sie sich in den Armen und küßten sich.

»Heh, ihr beiden«, erscholl da eine silberhelle Stimme von der Tür her. »Übt ihr schon?«

Leila und Patrick fuhren auseinander. Der Farmerssohn hüstelte verlegen, zupfte den Papierbogen auseinander, auf dem der Text stand, und Leila griff schnell nach ihrer Gitarre.

In der Tür stand Dolly, Leilas siebenjährige Schwester. Sie hielt einen riesigen Lutscher in der Hand, den sie von den Rändern her schon angeknabbert hatte.

»Dolly mit dem Lolli«, seufzte Leila. So wurde die kleine Pummelige scherzhaft von der ganzen Familie genannt. »Du mußt aufpassen, daß du nicht zu dick wirst, Kleine… Sonst kannst du dich nicht mehr anschleichen und durch Türspalten zwängen.«

»Ich hab' mich nicht angeschlichen und auch nicht gezwängt… Ich hab' sogar leise gesungen… Aber ihr habt mich nicht gehört. Habt ihr euch eben geküßt? So wie im Fernsehen?«

»Pat hat mir einen Text vorgesagt«, reagierte Leila schnell. »Und zwar einen ganz besonderen. Ich habe versucht, die Worte von seinen Lippen abzulesen…«

»Aha. So nennt man das jetzt«, bemerkte Dolly mit dem Lolli. »Ich hätte geschworen, daß ihr beide euch geküßt habt. So kann man sich täuschen. Darf ich noch ein bißchen dabei sein beim ›Lippenlesen‹?«

»Klar«, antwortete Leila. »Aber wir gehen ins nächste Stadium über. Wir lernen den Text und versuchen eine Melodie dafür zu finden. Komm', setz dich in die Ecke und sei ganz ruhig.«

»Wenn ich einen Lolli hab, sag' ich sowieso nichts. Ich muß schließlich lutschen.«

»Du solltest dir mal angewöhnen, weniger zu lutschen. Du naschst zuviel.«

»Und du? Hier… und hier… und da…« Wie ein Wiesel huschte die kleine Blonde mit dem offenen Haar durch das Zimmer und deutete auf die Schalen mit Konfekt, Pralinen oder Chips. »Du naschst doch auch. Das liegt bei uns in der Familie. Da kann man nichts dran machen.« .

»Gegen soviel Weisheit ist man machtlos«, reagierte Leila achselzuckend und blinzelte Patrick Brown heimlich zu.

»Klar«, krähte die kleine Pummelige, während sie einen Sessel heranzog, um einen bequemen Sitzplatz zu haben. »Ich bin auch die Schlaueste in der Familie. Ich hab auch gesehen, daß du Patrick zugeblinzelt hast… du meinst immer, ich seh' so etwas nicht.«

Patrick Brown grinste vor sich hin, als Leila auf der Liege Platz nahm, die Beine im Schneidersitz winkelte und dann die ersten zaghaften Akkorde zu zupfen begann.

Sie sang dabei halblaut die ersten Zeilen der Strophe, um sich einzufinden.

»Das hört sich schon gut an«, äußerte Patrick Brown zufrieden seine Zustimmung.

Dolly nahm ihren Lutscher aus dem Mund und nickte. »Find' ich auch…« Danach summte sie die ersten Takte der Melodie, die ihre Schwester angestimmt hatte. »Das geht ins Ohr«, sagte Dolly altklug

wie immer. »Das wird bestimmt ein Hit.«

Eine halbe Stunde verging.

Draußen war es inzwischen völlig dunkel geworden. Keiner der im Zimmer Befindlichen achtete jedoch darauf. Sie waren mit dem Einpassen des Textes in eine neue Melodie befaßt. Der Abend verlief anders, als sich Leila und Patrick vorgestellt hatten. Aus ihrem ursprünglichen Plan, sich noch mal um das Duett zu bemühen, war etwas völlig anderes geworden.

Es herrschte eine gute Stimmung, und man konnte sich einfach nicht vorstellen, daß etwas geschehen könnte, das diese harmonische Gemeinsamkeit störte.

Und doch lauerte das Grauen schon im Unsichtbaren, das sie alle umgab.

Keiner spürte etwas, keiner ahnte es.

Leila erhob sich plötzlich, als eine Pause eintrat. »Das war schon interessant«, meinte sie fachkundig, während sie zur Tür marschierte. »Vielleicht schau ich später noch mal rein… Ich muß erst meine Puppen ins Bett bringen. Die sitzen nämlich noch unten auf der Treppe.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, huschte sie durch die Tür und zog sie hinter sich ins Schloß.

Leila Philips und Patrick Brown feilten noch an einer Passage des Country-Songs, der an diesem Abend entstanden war und in Text und Melodie harmonisch übereinstimmte.

»Der Song gefällt mir«, freute sich Patrick Brown, als Leila noch mal die zügige Melodie herunterspielte.

Er saß zurückgelehnt auf der Liege und hielt die Augen geschlossen.

Sanft ließ Leila die Melodie ausklingen.

Sie löste die Gitarre von ihren Schultern und riß sie mit beiden Händen hoch.

Es war der Moment, in dem Patrick Brown die Augen aufschlug.

Er begriff erst in der letzten Sekunde, was geschah.

Wuchtig knallte Leila Philips die Gitarre gegen Patricks Kopf.

Der Boden des Musikinstrumentes brach.

Patrick Brown wurde in die Kissen zurückgeworfen, so unglücklich getroffen, daß er benommen an der gepolsterten Rückwand lag.

Seine Lippen bewegten sich, er wollte etwas sagen.

Da schlug Leila Philips ein zweites Mal zu.

Die schon angeknackte Gitarre krachte erneut auf Patricks Kopf.

Der junge Mann kam nicht dazu, sich aufzurichten.

Das harte Holz traf ihn voll mit der Kante. Unterhalb des Haaransatzes platzte die Stirn auf, und im Nu entstand ein langer, blutiger Streifen.

Die Wucht des zweiten Schlages war so stark, daß der Boden völlig durchbrach und der Kopf des Angegriffenen das Schalloch durchstieß. Kreischend zersprangen die Saiten.

Leila Philips wirkte weder erschrocken noch berührt von dem, was sie da eben getan hatte.

Kühl wendete sie sich von dem Mann ab, dem sie vor einer dreiviertel Stunde noch ihre Zuneigung gestanden hatte.

Aber auch jetzt schien sie mit dem, was sie getan hatte, noch nicht zufrieden.

Patrick Brown war verletzt und hilflos und bemerkte nichts von dem nächsten Schritt, den Leila Philips unternahm.

Sie streckte den Arm aus nach dem Schreibtisch, der sich neben der Liege befand.

Auf ihm standen und lagen mehrere Schreibutensilien.

Neben einer Schreibmappe blinkte ein etwa dreißig Zentimeter langer, messingfarbener Brieföffner.

Ihn schnappte sie. Leila Philips' Finger umschlossen den kalten, verzierten Griff. Dann wandte sie sich um, und aus der Drehung heraus stach sie zu.

Die Spitze des Brieföffners drang ins Herz des Bewußtlosen…

*

Mitten im Pazifischen Ozean lag eine Insel, die auf keiner Landkarte der Welt verzeichnet war. Hier schien immer die Sonne, und frühlingshafte Temperaturen machten den dort lebenden Menschen das Dasein sehr angenehm. Nur von dieser Seite konnte man bei den dortigen Bewohnern – eine Handvoll Menschen – von einem angenehmen Leben sprechen.

Die Menschen lebten in Frieden und Harmonie, versorgten sich selbst, betrieben Ackerbau und Viehzucht und bevölkerten zur Zeit hauptsächlich die südliche Hemisphäre des kleinen Eilands.

Weißer Strand, blauer Himmel und friedlich das Meer, das die fast kreisrunde Insel umgab.

Das war das unsichtbare Marlos.

Erbe und Herr dieser kleinen Welt war Björn Hellmark, der Todfeind der Geister und Dämonen, jener Mächte, die mitwirkten, um aus der Erde ein Toll- und Totenhaus zu machen.

Die Insel war ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis und des Bösen, die überall in der Welt Fuß zu fassen versuchten. Geführt und geleitet von der grausamen Dämonengöttin Rha-Ta-N'my war es den dämonischen Schergen und Helfern aus einem finsteren Reich gelungen, auf der Erde zahllose Brückenköpfe zu errichten.

Von seiner Bestimmung hatte Björn Hellmark zum erstenmal von

einem unsichtbaren Geist, der sich Al Nafuur nannte, erfahren.

Al Nafuur war ein Zauberpriester der Weißen Kaste aus dem ehemaligen Xantilon. Dies war eine Insel, die wie Atlantis, Mu und Hyperborea in grauer Vergangenheit versank.

Xantilon war zum Streitobjekt zwischen den Weißen und Schwarzen Priestern geworden, und es war damals – vor mehr als zwanzigtausend Jahren – das Ziel der Dämonengöttin gewesen, ihre Macht neu zu errichten und alle, die sich ihr nicht anschlossen, zu vernichten.

Trotz des Untergangs von Xantilon hatte sie dieses Ziel nicht erreicht, unter anderem auch dadurch, daß es damals einen Mann gab, der mit seinem Mut, seiner Tapferkeit und seinem Schwert in die Legenden des Urkontinents eingegangen war.

Dieser Mann hieß – Kaphoon. Man nannte ihn auch den »Sohn des Toten Gottes«.

Während unzähliger gefahrvoller Abenteuer hatte Björn Hellmark inzwischen erfahren, daß niemand anders als er damals vor zwanzigtausend Jahren dieser Kaphoon gewesen war. In der Gegenwart der Erde, im zwanzigsten Jahrhundert, wurde er wiedergeboren und durch Al Nafuur, wie durch Zeugnisse aus der Vergangenheit wurde ihm bewußt, daß er schon mal gelebt hatte.

Als Björn Hellmark war er wiedergeboren worden. Es war seine Aufgabe, den Feinden, die die Ewigkeit für sich gepachtet zu haben schienen, die Stirn zu bieten und ihre Aktivitäten in der Gegenwart massiv zu stören.

Sie sollten und durften keine neuen Brückenköpfe errichten, um das zu vollenden, was vor zwanzigtausend Jahren mißlang.

Doch die Welt hatte sich inzwischen verändert.

Die Gegenwart zeigte ein anderes Gesicht als die Vergangenheit. Doch heute wie damals machte sich Rha-Ta-N'my eine menschliche Schwäche zunutze: es gab immer welche, die nach Macht strebten, die herrschen wollten, die sich mit dem Bösen in Verbindung setzten und damit dessen Kraft stärkten. Rha-Ta-N'my hatte viele Freunde unter den Menschen. Es gab welche, die sie bewußt anriefen oder beschworen, die ihr zuliebe unglaubliche Dinge taten, um Macht und Einfluß zu gewinnen. So war es gekommen, daß Dämonendiener sich bis in die höchsten Stellen eingeschmuggelt hatten. Viele Entscheidungen und Ereignisse in der Welt, von denen man glaubte, daß sie von Menschen getroffen und erlebt wurden, waren in Wirklichkeit durch dämonische Wesenheiten gesteuert.

Björn Hellmarks Auftrag war es, die Feinde zu erkennen und unschädlich zu machen.

Allein war er dazu schwerlich imstande. So hatte er im Lauf der Zeit eine Gruppe von Mitstreitern um sich geschart. Eine kleine, aber

schlagkräftige Gruppe.

Sie bestand aus Rani Mahay, dem Koloß von Bhutan, jenem Mann, der mit seinem bloßen Willen wilde Tiere unter Kontrolle halten konnte. Es gehörten dazu Danielle de Barteaulieé, die zu Ranis fester Begleiterin geworden war und über Hexenkräfte verfügte.

Carminia Brado, die Frau, die Björn Hellmark liebte, und die wie er – schon mal in der Vergangenheit gelebt hatte. Auch damals schon kreuzten sich ihre Wege, aber beide Menschen wurden gewalttätig voneinander getrennt. Ihre Liebe blieb unerfüllt – und wiederholte sich zwanzigtausend Jahre später nach ihrer Wiedergeburt.

Ständige Bewohner von Marlos waren die Geschwister Ulrich und Marga Koster, Pepe und Jim, Whiss und Blobb-Blobb. Die beiden Letztgenannten gehörten mit zu den sonderbarsten Marlos-Bewohnern.

Whiss stammte aus dem Mikrokosmos und hatte die Größe eines ausgewachsenen Raben. Sein Körper war eine seltsame Mischung. Er war teils die Miniaturausgabe eines Menschen mit winzigen Armen und Beinen, teilweise hafteten ihm tierische Elemente an. So besaß er zwischen den Schulterblättern ein buntschillerndes, seidiges Flügelpaar, und auf seinem Kopf wuchsen elf dunkle Punkte, die er teleskopartig ausfahren konnte. Es waren seine sogenannten »Para-Antennen«, mit denen er unglaubliche Dinge bewirkte. Die gesamte Palette übersinnlicher Aktivitäten und außersinnlicher Wahrnehmung war ihm gegeben. Sein Pendant Blobb-Blobb, das er nach Vogelmanier aus einem Ei ausgebrütet hatte, schien sich in der gleichen Weise zu entwickeln.

Blobb-Blobb war seinem »Ausbrüter« wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur war er um einiges kleiner. Blobb-Blobb hatte nur eine Höhe von drei Zentimetern, war aber schon jetzt ein Riese, was seine parapsychischen Fähigkeiten betraf.

Dies war die Mannschaft, die in erster Linie ständig auf Marlos zu Hause war, oder von hier aus weitere Maßnahmen einleitete.

Darüber hinaus gab es noch Helfer, die von Zeit zu Zeit auftauchten, und Hellmarks Pläne unterstützten.

Alan Kennan, ein glühender Verfechter von Hellmarks Ideen, war zu einem Reisenden in Sachen »Suche nach eventuellen Mitstreitern« geworden.

Überall in der Welt streckte der junge Amerikaner seine Fühler aus und wurde seit geraumer Zeit nicht selten von Pamela Kilian begleitet, die auf der unsichtbaren Insel Schutz und Hilfe gefunden hatte und seitdem mit zu der kleinen Mannschaft gehörte.

Seit ein paar Tagen aber gab es noch einen weiteren Gast auf der Insel, von dem anzunehmen war, daß er sich als Helfer und Mitstreiter in besonderen Fällen erweisen konnte.

Der neue »Marlos-Bewohner« war da. Man konnte ihn jedoch nicht

wahrnehmen, nur seine Stimme hören.

Der Geist eines Mannes, der zu seinen Lebzeiten Shawn Addams hieß und sich nun »Doc Shadow« nannte, war mit nach Marlos gekommen.

Vom Geist eines Toten, der Einblick in eine andere, geheimnisvolle Welt genommen hatte, erhoffte Björn Hellmark sich Auskunft über Maßnahmen und Strategien einer Macht, von der er durch Doc Shadow zum erstenmal erfahren hatte.

Das waren die »Omega-Menschen«.

»Omega« war der letzte Buchstabe im griechischen Alphabet. »Omega« bezeichnete das Ende. Die »Omega-Menschen« – laut Auskunft des Schattenmanns – waren Hilfskräfte der Dämonengöttin, eingeschmuggelte Seelen von einer fernen Welt, deren Lage und Name niemand kannte. Auch Doc Shadow nicht…

»Ich weiß nur eines mit Bestimmtheit«, sagte der Unsichtbare mit seiner dunklen Stimme, die ihnen inzwischen vertraut geworden war, »sie sind mitten unter den Menschen, und keiner weiß von ihrer Existenz. Sie übernehmen in der Stunde, in der ein Mensch geboren wird, dessen Körper und werden damit praktisch als Menschen unter Menschen groß. In ihrer äußeren Gestalt unterscheiden sie sich nicht von allen anderen Menschen dieser Welt. Sie werden geboren als Europäer, Amerikaner, Chinesen, Japaner… und wo es sonst noch Völker gibt. Die Menschen mit Omega-Seelen werden registriert und entwickeln sich wie jeder andere Mensch auch. Sie erfahren alles über das menschliche Leben, und niemand erkennt in ihnen, daß sie praktisch Feinde der Menschen sind. Sie existieren, seitdem es Menschen gibt. Sie sind wie eine Zeitbombe, die zum Einsatz kommt. Ich allein weiß um ihr Geheimnis, ich kann sie entlarven… genauer gesagt: ich könnte sie entlarven, wenn ich noch einen Körper hätte. Nur in Verbindung mit ihm wäre mir die Jagd nach denen möglich, die sich in menschlichen Körpern verbergen und deren besondere Eigenart darin besteht, daß sie – wenn dieser Körper durch Verletzung oder Krankheit stirbt – von ihnen verlassen werden kann. Die Seelen derer, die die letzten Tage der Menschheit mit vorbereiten helfen, bleiben anwesend und aktiv.

Die Wirtskörper sterben, aber die ›Omega-Seelen‹ existieren weiter und suchen sich einen neuen Wirtskörper. So kommt es, daß die Zahl der Fremden mitten unter den Menschen ständig zunimmt, denn auch weiterhin sickern von der geheimnisvollen und unbekannten Welt ›Omega-Seelen‹ hier ein und werden durch die Seelen Ungeborener ausgetauscht. Eine dämonische Brut durchsetzt so mehr und mehr die Menschheit in allen Völkern, ohne daß es diesen bewußt und bekannt wird.«

Es war der zweite Tag nach seiner Ankunft auf Marlos, als Doc

Shadow zum erstenmal zu den versammelten Freunden ausführlich sprach.

Das Treffen, an dem der Unsichtbare teilnahm, fand unmittelbar in Strandnähe statt.

Dort saßen sie im weißen, weichen Sand zusammen, bildeten einen Kreis, und der unsichtbare Doc Shadow schien mitten unter ihnen zu sein.

»Gibt es eine Möglichkeit, einen ›Omega-Menschen‹ zu erkennen?« wollte Rani Mahay wissen. Auf der prachtvollen Glatze des Inders spiegelte sich die Sonne.

»Nicht für dich«, antwortete ihm der Unsichtbare. »Keinerlei magische Hilfsmittel machen sie sichtbar oder kenntlich. Ihre Tarnung ist perfekt. Ich bin dazu allerdings in der Lage – durch einen besonderen Umstand.«

»Und was für einer ist das?« hakte der Inder nach.

»In einem früheren Leben bin ich ihnen auf die Spur gekommen. Viele Menschen haben schon mal gelebt, das ist nichts Außergewöhnliches. Nur wenige allerdings erinnern sich an die Aufgaben und Missionen, die sie in einem früheren Dasein zu erfüllen hatten. Meine bestanden darin, die > Omega-Menschen aufzuspüren und zu vernichten.«

»Demnach, Doc, warst du in unserem Sinn ein Mörder«, stellte Mahay fest.

»Nein«, klang es scharf zurück. »Die Menschen, die angeblichen Menschen, muß ich betonen, waren nichts weiter als Hüllen, die von einem unfaßbaren Feind bewohnt und benutzt wurden. Menschliche Masken wurden benutzt, nichts weiter. Das, was den Menschen, den zu sein sie vorspiegelten, ausmachte, existierte doch in Wirklichkeit schon lange nicht mehr. Dieser Mensch war im Augenblick seiner Geburt erloschen, denn mit dem Einleiten der Geburt übernehmen die ›Omega-Seelen‹ die menschlichen Körper, um diese erst wieder zu verlassen, wenn dieser Körper organisch zum Leben unfähig wird.«

»Die Hauptaufgabe jener ›Omega-Menschen‹«, nahm nun Carminia Brado den Faden auf, »besteht demnach darin, die Geschicke und Geschichte der Menschheit zu verändern.«

»Richtig. Und zwar im negativen Sinn. Wenn es gelänge, den Zufluß weiterer Omega-Seelen zu verhindern und gleichzeitig die jetzt bereits auf der Erde Existierenden unfähig zum Körpertausch zu machen, würde der Dämonengöttin ein schwerer Schlag zugefügt.«

Shawn Addams alias Doc Shadow hatte es auf einem New Yorker Friedhof mitbekommen. Dort war sein Körper beigesetzt worden. Der Zufall wollte es, daß in seiner unmittelbaren Nähe ein Mensch beerdigt wurde, der ein Leben lang von einer »Omega-Seele« beherrscht worden war. Die Seele jedoch hatte, wegen der Nähe von

Shawn Addams, sich nicht aus dem toten Leib befreien können. Ein besonderes, für die »Omega-Menschen« typisches Ritual hatte von einem anderen Omega-Mann durchgeführt werden müssen, um hier Abhilfe zu schaffen. Nur im letzten Augenblick war es durch die gemeinsame Aktion von Björn Hellmark und Doc Shadow gelungen, unschuldige Opfer vor dem sicheren Tod zu bewahren. Zwei junge Menschen hatten gerettet und aus dem Jenseits zurückgeholt werden können.

Die Seele des Mannes, der sich als Omega-Mann entpuppt hatte, war dabei aus dem Körper geflohen, und es stand zu befürchten, daß er irgendwo auf der Welt eine werdende Mutter als neues Opfer auserkor, um in einen jungen, neuen Körper zu schlüpfen, denn nur im Augenblick der Geburt war der Wechsel möglich.

Rha-Ta-N'my war erwiesenermaßen mit im Spiel.

Und die Art und Weise, wie sie durch die »Omega-Leute« wirkte, zeigte Björn Hellmark, wie wenig er die Dämonische kannte.

Sie hatte wirklich tausend Gesichter.

Und immer wieder zeigte sie neue.

»Gibt es denn überhaupt einen Weg, den Zufluß weiterer ›Omega-Seelen‹ auf die Erde zu stoppen?« schaltete sich nun Danielle de Barteaulieé ein.

»Diesen Weg gibt es sicher«, ging der Unsichtbare auf ihre Frage ein. »Man muß die Herkunft ergründen.«

»Und wie sollen wir das anstellen?« fragte Björn Hellmark.

»In dem wir die Höhle des Löwen entdecken und aufsuchen«, lautete die lapidare Erwiderung.

»Hast du einen Hinweis darauf?«

»Keinen präzisen. Allerdings – weiß ich von Maronn…«

»Wer oder was ist das, Doc?«

»Ein Ort in einem Land, das auf keiner Landkarte der Welt verzeichnet ist. Maronn liegt in der Sphäre des Unsichtbaren. Von dort aus führen die Fäden zur Welt der ›Omega-Seelen‹. Dies habe ich noch herausgefunden… damals… ob es tausend oder fünftausend oder hunderttausend Jahre sind, die seitdem vergingen, weiß ich nicht…«

»Welche Hinweise gibt es, um Maronn zu finden?«

»Man muß die Aktivitäten von Menschen und seltsame Ereignisse beobachten und ihnen auf den Grund gehen«, erklärte Doc Shadow. »In Maronn kann man – dessen bin ich sicher – mehr über das Rätsel des Letzten, das kommen wird, erfahren… Wenn es um Entscheidungen geht, die die ›Omegas‹ betreffen, wird gleichzeitig auch Rha-Ta-N'my mit im Gespräch sein. Das Geheimnis von Maronn ist das Geheimnis der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my.«

Jedes Wort, das der Unsichtbare sprach, prägte sich wie ein Mal in ihr Bewußtsein.

Rha-Ta-N'my war die Todfeindin der Menschen und allen Lebens… Und sie war es im besonderen von Björn Hellmark.

Wo er eine Möglichkeit sah, ihr näher zu kommen und ihr gefährliches Geheimnis zu lüften, war er zu hohem Einsatz bereit.

»Ich bin bereit, Doc, mit dir Maronn zu suchen. Ich werde alle Informationsquellen, die mir zugänglich sind, anzapfen. Vielleicht wirst du aus Aktivitäten und Vorfällen in der Welt etwas ablesen können, wozu uns noch die Erfahrung fehlt.«

»Das kann ich sicher. Wenn ich einen Hinweis entdecken sollte, bin ich allerdings nicht mehr in der Lage, selbst in jene Sphäre einzudringen, in der Maronn liegt.

Das wäre dann deine Sache.«

»Ich gehe den Weg.«

»Das bedeutet, daß du mein Dasein annehmen mußt, während ich in deinem Körper Jagd auf die ›Omegas‹ mache… Ich weile nicht mehr unter den Lebenden, ich bin aus eurer Sicht tot. Und zu einem Toten, Björn Hellmark, mußt du werden…«

»Ich war es schon mal«, erinnerte Björn an das Geschehen auf dem New Yorker Friedhof, das erst zwei Tage zurücklag. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich ebenfalls bereit erklärt, mit Doc Shadow zu tauschen.

Shadow, dessen Leben durch einen furchtbaren Zauber praktisch gewaltsam beendet worden war, verspürte Sehnsucht danach, stundenweise wieder unter den Lebenden zu weilen. Dies war nur möglich, wenn jemand – freiwillig – sich bereit erklärte, in dieser Zeit als Geist in jenes Reich einzugehen, aus dem Doc Shadow kam und das allgemein als das »Jenseits« bezeichnet wurde.

»Ja, das ist richtig«, klang die Stimme des Unsichtbaren auf. Der nachdenkliche und ernste Unterton war nicht zu überhören. »Doch da dauerte der Tausch nur wenige Minuten und war überschaubar. Für den Fall, daß wir Maronn aufspüren und du bereit bist, diesen rätselhaften Ort zu erforschen, wird dein Aufenthalt im Jenseits, im Reich der Geister, mehrere Stunden währen.«

»Um so besser für dich«, entgegnete der große blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht und den kühnen Zügen des Abenteurers. Und er sagte es scherzhaft. »Dann kannst du deinem Wunsch, wieder zu leben und dich mit einem Körper zu bewegen, länger frönen.«

»Das ist für mich ungefährlich und bedenkenlos, solange ich keine direkte Begegnung mit einem ›Omega-Menschen‹ habe. Für dich aber wird der Körpertausch zu einem unkalkulierbaren Risiko, Björn… Gesetzt den Fall, du dringst nach Maronn vor und wirst in eine jetzt für uns alle unberechenbare Situation geschleudert. Der Körpertausch darf und kann niemals länger als vierundzwanzig Stunden dauern,

Björn. Währt er auch nur eine einzige Sekunde länger, ist eine Rückkehr nicht mehr möglich. Dann wirst du für immer als Geist im Jenseitigen spuken, und ich werde hier im Diesseits deinen Körper besitzen.«

Betroffen blickten sich die im Kreis Versammelten an.

Jeder wußte, was die Worte des Unsichtbaren bedeuteten.

Das Geistwesen, das sich als Doc Shadow bezeichnete, war neu in ihr aller Dasein getreten. Sie alle wußten nur wenig über den Unsichtbaren.

Unbegrenztes Vertrauen aber war unerläßlich, um sich auf das einzulassen, was er Björn Hellmark vorgeschlagen hatte.

»Kein Unternehmen gegen die Kräfte des Bösen ist ohne Risiko«, sagte der Herr von Marlos nach einer gedankenschweren Pause. »Wenn es eine Chance gibt, dem Rätsel Rha-Ta-N'my nur auf diese Weise näher zu kommen, Doc, gehe ich das Risiko ein… Vierundzwanzig Stunden sind eine lange Zeit. Da kann viel geschehen… Aber wir reden schon über Dinge, die noch nicht akut sind. Noch wissen wir nicht, wo Maronn liegt und welche Bedeutung es hat. Tun wir doch zuerst das Naheliegende, Doc: finden wir heraus, wer sich als ›Omega-Mensch‹ tarnt. Du hast gewissermaßen eine Spürnase für die Fremden…«

»Nur dann, wenn du mir deinen Körper leihst, werde ich dazu imstande sein.«

»Ich bin bereit, Doc. Nimm den Seelentausch vor…«

*

Sie wandte sich ab, ohne noch einen Blick auf den Toten zu werfen.

Leila Philips öffnete die Schranktür, nahm eine grobgestrickte Wolljacke heraus und verließ das Zimmer.

Sie ging die Treppe nach unten.

Vor der untersten Stufe saß Dolly mit dem Lolli.

Den Lutscher hielt sie mit ihren Zähnen fest, während sie mit ihren Puppen hantierte. Eine wollte nicht so recht wie sie und bekam deshalb einen Klaps. Dolly gab ihr zu verstehen, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen, und jeder Protest zu nichts führe.

Drei ihrer insgesamt acht Puppen hatte sie bereits ausgezogen und ihnen Pyjamas übergestülpt, als Leila auftauchte.

Dolly sah nur flüchtig auf.

»Habt ihr euch gestritten?« nuschelte sie zwischen Zähnen und dem Dauerlutscher. »So grausig war doch dein Gesang gar nicht… He«, fügte sie plötzlich verwundert hinzu. »Hast du dich verletzt, Große? An der rechten Hand… du blutest ja…«

»Das ist nichts, Dolly«, sagte Leila Philips schnell. »Spiel ruhig weiter.«

Leila hielt sich keine Sekunde unnötig auf.

Sie durchquerte den Korridor, öffnete die Haustür und ging rasch hinaus in die beginnende Nacht.

Dolly legte den Kopf schief, warf dann einen Blick nach oben, brummte etwas vor sich hin und entschloß sich spontan, die Treppe hochzurennen.

Die Lieblingspuppe Betsy im Arm, drückte sie die Tür zu Leilas Zimmer auf.

Die blauen Augen des kleinen pummeligen Mädchens wurden groß wie Untertassen.

Sie starrte auf die Liege.

Dort saß nach hinten gesunken Patrick Brown!

Sein Kopf ragte aus dem Schalloch der zertrümmerten Gitarre.

Dollys Gesicht versteinerte.

Betsy fest an sich pressend, ging sie auf den Mann zu. Sein Hemd war blutbesudelt. Auf der linken Brustseite leuchtete ein großer Blutfleck, und der verzierte Messinggriff eines Brieföffners steckte mitten drin.

»Mummy! Mummy!« Dolly ließ vor Schreck ihre Puppe fallen und wirbelte herum. Ihre Beine trugen sie blitzschnell nach draußen. »Mummy! Daddy! Schnell!«

Dolly Philips hatte den Lutscher aus dem Mund genommen und auf den Boden geschleudert.

Ihr Schreien gellte durch das Haus.

»Dolly!« An der Tür zum Wohnzimmer tauchte eine dunkelblonde, schlanke Frau auf, die Ähnlichkeit mit Leila hatte.

Mrs. Philips sah ihre Tochter die Treppe hinuntersausen, als sei der Teufel hinter ihr her.

»Was schreist du denn so? Was ist denn passiert?«

Dolly flog ihrer Mutter förmlich in die Arme.

»Mein Gott, du zitterst ja am ganzen Körper.«

»Pat… Leila… ich…« Das Mädchen war unfähig, einen Satz zu vollenden. Sie schluchzte, Tränen liefen über ihre Wangen.

Harold Philips tauchte auf. Er war ein kräftiger, untersetzt wirkender Mann, auf dessen Statur Dolly mehr herauskam.

»Was hast du denn, Kleine? Hast du dich über deine Puppe geärgert?«

Er streichelte ihr über den Kopf und versuchte sie zu beruhigen.

»Pat… ist tot… Leila… hat ihn erstochen«, schluchzte die Kleine, die unablässig zitterte.

»Dolly!« entfuhr es Mrs. Philips vorwurfsvoll. »Was sind denn das für schreckliche Geschichten, die du da erzählst?«

»Leila ist weggelaufen, Mummy… es ist wahr… ich hab' mir das… nicht… ausgedacht…«

Ihr Zustand, die ganze Verzweiflung, unter der sie stand, war nicht gespielt.

Harold Philips eilte wortlos nach oben und nahm dabei jeweils zwei Stufen auf einmal.

Als er an der Tür stand, setzte sein Herzschlag drei Sekunden aus.

»O mein Gott«, entrann es seinen Lippen.

Er wurde wachsbleich, stürzte ins Zimmer und fand das Ungeheuerliche, Unglaubliche bestätigt.

Patrick Brown war tot.

Harold Philips mußte schlucken.

Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell, sein Hirn fieberte.

Er stürzte aus dem Zimmer, und an seinem Verhalten und seinem Aussehen erkannte Mrs. Philips, daß etwas Fürchterliches passiert war.

Sie preßte die schluchzende, zitternde Dolly an sich.

»Ich such' sie«, sagte Harold Philips nur. »Sie… muß den… Verstand verloren haben… Rühr nichts an und geh' nicht nach oben, ehe ich… nicht zurück bin.«

Mrs. Philips merkte, wie ihr Puls zu rasen begann und die Handinnenflächen feucht wurden.

Hinter Harold Philips fiel die Tür ins Schloß.

Er starrte in die Dunkelheit. Das Haus stand als letztes in der Straße.

Hinter dem Gebäude lag ein großer Garten, der von einem breiten Weg durchschnitten wurde. Jenseits des niedrigen Zauns breitete sich hügeliges Acker- und Weideland aus.

Dahinter zeigte sich dunkel wie eine Mauer der beginnende Wald.

Die Autos standen an der Hausseite.

Auch Leilas Wagen parkte dort.

Da vorn…

Harold Philips war es, als registrierte er einen Schatten, der menschliche Gestalt hatte und sich vom Zaun Richtung Wald fortbewegte.

»Leila!« Harold Philips schrie den Namen seiner Tochter aus voller Lunge. »Leila… bleib stehen!«

Einen Moment schien es, als verharre die Silhouette in der Bewegung. Etwas Helles nahm er wahr.

Eine Jacke… oder ihre Bluse…

Dann eilte die Gestalt weiter.

Es war Leila, und sie lief querfeldein.

Harold Philips zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und handelte dann ganz automatisch, ohne daß ihm seine einzelnen

Aktionen in diesen Sekunden bewußt wurden.

Er lief ums Haus herum und riß die Tür seines Buick auf, in dem auch die Zündschlüssel steckten.

Hier in Huddam hielten es die meisten so, daß sie ihren Wagen weder abschlossen, noch die Zündschlüssel zogen, wenn sie ausstiegen.

Hier kannte jeder jeden und das Eigentum des anderen wurde respektiert, und da der Wagen auf eigenem Grund und Boden stand, war es um so natürlicher, daß er ständig startbereit war.

Mit durchdrehenden Reifen schoß der schwere, dunkle Wagen auf die Straße.

Harold Philips riß das Steuer herum und fuhr auf den schmalen Feldweg, der vom Haus in die Äcker führte. Der Untergrund war hart und holprig, das Auto wurde durchgeschüttelt wie von einer Riesenfaust, als Philips mit überhöhter Geschwindigkeit über den schlechten Weg fuhr.

Die Reifen wirbelten Staub auf. Das Scheinwerferlicht erhellte den Weg und riß die Felder und Weideflächen aus der Dunkelheit.

Plötzlich erfaßte das Streulicht die Fliehende.

»Leila!« entfuhr es Harold Philips.

Er nahm die Geschwindigkeit kaum herunter, als er das Steuer nach rechts drehte und den Feldweg verließ. Der Buick fuhr querfeldein. Der Wagen hüpfte auf den harten Schollen und dem unebenen Untergrund wie ein Schiff auf haushohen Wellen.

Harold Philips hielt das Steuer zu fest umklammert, daß die Knöchel weiß hervortraten.

Der Mann preßte die Lippen zusammen. Sie wirkten in seinem wachsbleichen Gesicht wie ein dunkler Strich.

Leila Philips rannte, schlug Haken wie ein Hase und lief auf den dunklen Waldrand zu.

Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und streckte seinen Kopf hinaus.

»Leila! Ich bin’s! Lauf nicht davon… So bleib doch stehen… ich will dir helfen… Mach keinen Unfug, Mädchen!«

Die Achtzehnjährige reagierte nicht und lief unbeirrt weiter.

Harold Philips gab Gas.

Der Wagen ruckte schwankend über die unebene Wegstrecke und kam der Fliehenden langsam näher.

Da wurde Harold Philips ein Schlagloch zum Verhängnis.

Mit dem rechten Vorderrad fuhr er voll hinein.

Der Buick kam ruckartig zum Stehen, daß der Fahrer fast mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe geflogen wäre.

Philips kurbelte am Steuer herum und gab Gas.

Die Räder drehten durch. Sand und Gras wurden in die Luft

gewirbelt.

Harold Philips riß die Tür zur Fahrerseite auf und sprang ins Freie.

Er lief um den Buick herum und setzte seiner fliehenden Tochter mit Riesenschritten nach.

Er rief ihr mehrmals zu, stehen zu bleiben, aber sie wandte nicht mal den Kopf, im Gegenteil, sie forcierte ihr Tempo noch und sprang leichtfüßig über die Schollen und Unebenheiten hinweg.

Harold Philips geriet außer Atem und bekam Seitenstechen.

Er mußte sein Tempo reduzieren, der Abstand zwischen ihm und der Fliehenden vergrößerte sich wieder.

Leila suchte Zuflucht im Wald. Aber vor einem Mord konnte man nicht fliehen…

Spätestens morgen früh würde es von Polizisten wimmeln, die mit Hunden das Waldstück absuchen und sie mit Sicherheit finden würden.

Sie hatte den Kopf verloren. Wenn sie nur bereit wäre, stehen zu bleiben und mit ihm zu kommen. Da konnte man alles in Ruhe bereden, einen Anwalt zu Rate ziehen. Bis zur Stunde wußte schließlich niemand – außer Leila selbst –, was sich in dem Zimmer oben abgespielt hatte.

Harold Philips taumelte mehr, als daß er ging.

Er hatte den Oberkörper weit nach vorn gebeugt, mußte stehenbleiben und eine Atempause einlegen.

Da sah er etwas Merkwürdiges.

Leila war noch etwa fünfzig Schritte vom Waldrand entfernt, als sich dort die Luft veränderte und einen milchig weißen Schimmer annahm, als würde dort unvermutet Nebel aufkommen.

Aber es war kein Nebel…

Aus dem Nichts heraus wuchs eine riesige Mauer!

Eine Ruine, die aus mächtigen Quadern, Zinnen, Wehrgängen und Türmen bestand. Alles war in milchiges, geisterhaftes Licht getaucht.

Die Umrisse des Gemäuers blieben schemenhaft und verwaschen.

Harold Philips verharrte in der Bewegung, atmete schnell und flach und starrte nach vorn auf die Szene, die sich ihm darbot wie ein Geschehen auf einer Filmleinwand.

Leila lief weiter… auf das Gemäuer zu…

Dort war ein riesiges Tor zu erkennen.

Wie im Traum öffnete es sich. Völlig lautlos.

Hinter wehenden Nebelschleiern glaubte der Beobachter Hände zu sehen, die sich Leila Philips entgegenstreckten.

Schemenhaft verwaschene Gestalten in zerfetzten Gewändern bildeten in dem diffusen Geisterlicht eine makabre Abordnung, die auf Leilas Eintreffen nur gewartet haben schien.

»Ich träume, das alles kann nicht wahr sein…«, kam es halblaut

über die Lippen des Mannes.

Leila verschwand über der Schwelle, und das Tor schloß sich.

»Leila!« Harold Philips schrie den Namen seiner Tochter verzweifelt in die gespenstische Nacht.

Sein Ruf verhallte…

Die Front der Ruine, die er wahrnahm, verwehte und löste sich auf. Einen Moment war es ihm, als wäre die Erscheinung noch viel umfangreicher, wie von ihm registriert. Das seltsame Gemäuer und die eckigen, beängstigend aussehenden, trutzigen Türme reichten bis tief in den Wald, waren Teil von ihm.

Dann verschwand alles.

Mauern, Zinnen, Türme, Tor und Leila…

Die Spuk-Ruine löse sich auf.

*

Er wußte später nicht mehr zu sagen, wie lange er gestanden und mit brennenden Augen auf den dunklen Wald gestarrt hatte.

Harold Philips riß sich schließlich los von dem Bann, der ihn gefangen hielt.

Der Mann rieb sich die Augen, schloß und öffnete sie mehrmals.

Hatte er geträumt?

Es fiel ihm schwer, das Erlebte mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen.

Wie in Trance setzte er sich in Bewegung und lief zu der Stelle unmittelbar vor dem Waldrand, wo sich alles abgespielt hatte.

Er fuhr mit den Händen durch die Luft und kam sich vor wie ein Irrer, der unkontrollierbaren Bewegungen vollzog, die keinen Sinn ergaben. Es war gut, daß niemand aus Huddam in der Nähe war, der ihn jetzt beobachtete.

Leila war wie vom Erdboden verschluckt.

Aber das konnte es nicht geben!

Harold Philips blieb noch zwanzig Minuten, ging sogar einige Schritte in den Wald hinein und lauschte in die Stille. Er hoffte, schnelle Schritte zu hören. Leilas Schritte… Und er hoffte, daß die seltsame Vision, die er gehabt hatte, nur eine Folge seiner überreizten Nerven war.

Im Dunkeln blieb alles still.

Da atmete niemand, da lief niemand…

So kehrte er schließlich über die Weide zur Ackerfläche zurück.

Dort stand noch sein Buick, mit eingeschalteten Scheinwerfern und laufendem Motor.

Wütend riß Philips die Tür auf und unternahm mehrere vergebliche Startversuche. Der Wagen saß fest, und je mehr die Räder

durchdrehten, desto tiefer fraßen sie sich in den braunen Boden.

Philips schaltete Scheinwerfer und Motor aus und kehrte dann in sein Haus zurück. Er stieg von hinten über den niedrigen Zaun und betrat durch den Garten das Haus.

Er wäre auch jetzt noch bereit gewesen, alles für einen bösen Traum zu halten, aber der Tote droben im Zimmer war nicht wegzuleugnen.

Sie mußten mit einem Phänomen und Ereignis fertig werden, das niemand in diesem Haus für möglich gehalten hätte.

Die gutmütige, sympathische und von allen geliebte Leila war zur Mörderin geworden!

*

Hellmarks Zustimmung zu dem Experiment war notwendig, um dem Geist aus der Schattenwelt die Möglichkeit zum Tausch zu geben.

Sinnlos und hemmend wäre es gewesen, diesen Wechsel auf Marlos durchzuführen. In dem Augenblick, wo Björn Hellmark vom Geist Doc Shadows besetzt war gab er gleichzeitig eine wichtige Fähigkeit auf, nämlich die, sich verdoppeln zu können.

So verließen sie Marlos.

Björn ließ seinen Zweitkörper entstehen. Die Gestalt neben ihm schien sein Zwillingsbruder zu sein.

Im Gegensatz zu allen anderen Marlos-Bewohnern, mit ihrer Fähigkeit, sich von der Insel jederzeit durch Teleportation entfernen zu können, war Björn Hellmark nach wie vor eine Ausnahme. Er konnte sich verdoppeln und hatte damit die Gelegenheit, sich ebenfalls jederzeit an jeden Punkt der Erde zu begeben. Mehr noch! Mit seinem Zweitkörper konnte er stets von einem Punkt zum anderen wechseln, während alle anderen Bewohner der Insel immer darauf angewiesen waren, nach Marlos zurückzukehren und von dort aus einen erneuten »Sprung« durchzuführen.

Mit seinem Zweitkörper verfügte Hellmark ebenfalls über die Möglichkeit, sich auf einen fernen Stern und in die tiefsten Tiefen des Universums zu versetzen. Für diesen feinstofflichen, ätherischen Körper gab es keine Grenzen. Und – es gab keine Mittel, ihn zu zerstören…

Daß Hellmark darauf verzichtete, als er sich entschloß, mit Doc Shadow den Körpertausch zu vollziehen, war das größte Risiko, denn damit ging er einer Fähigkeit verlustig, die ihm in schwersten Situationen oft zum Rettungsanker geworden war.

Björn Hellmark versetzte sich mit seinem Zweitkörper an den vereinbarten Treffpunkt.

Es war der nächtliche Central Park im Herzen von Manhattan.

New York als Großstadt war ideales Betätigungsfeld für Menschen mit »Omega-Seelen«. Dies hatten die zurückliegenden Ereignisse eindeutig bewiesen. Ähnlich würden die Bedingungen möglicherweise in London, Paris, Bangkok, Tokio, Frankfurt oder Hongkong sein. Aber sie konnten nicht überall zur gleichen Zeit anfangen zu recherchieren. So hatten sie sich auf New York geeinigt.

In dem nächtlichen Park vollzog sich ein geheimnisvolles, nicht unbedenkliches Ritual.

Zeugen waren Carminia Brado, Danielle de Barteaulieé und Rani Mahay, Björns treuer Freund.

Der Tausch vollzog sich ohne jegliche äußere Anzeichen.

Björns Einverständnis war das Signal, auf das der Unsichtbare ansprach.

Gegen den Willen eines anderen war das ungewöhnliche Tauschgeschäft nicht möglich. Doc Shadow hätte den Wechsel aus der Unsichtbarkeit seines jenseitigen Daseins niemals mit Gewalt durchsetzen können.

Er brauchte die Zustimmung seines Tauschpartners.

Hellmark merkte den Druck auf seiner Brust. Dann hatte er das Gefühl, aus seinem Körper herauskatapultiert zu werden. Geist und Körper trennten sich.

Doc Shadow übernahm Hellmarks Organismus.

Es gab nur ein äußeres Zeichen, das den Freunden galt, die an dieser Manipulation teilnahmen.

Macabros, Hellmarks Doppelkörper, erlosch im gleichen Augenblick, als sich der Wechsel vollzog.

»Alles okay?« Carminia Brado unterbrach die Stille mit ihrer Frage.

Man sah der Brasilianerin die innere Anspannung an, unter der sie stand.

»Ja, es ist alles in Ordnung…«, antwortete der Mann, den sie liebte, ruhig. Es war die Stimme Björn Hellmarks, aber der Geist, der diesen Körper beseelte, war der von Doc Shadow.

Die Tarnung war perfekt. Äußerlich – in Gestalt, Gestik und Sprache – war er von dem echten Herrn von Marlos nicht zu unterscheiden.

Aber der wahre Hellmark, das was ihn wirklich ausmachte, war verschwunden… Sein Geist durcheilte die Gefilde der Toten, und nur Doc Shadow konnte ihn von dort wieder zurückrufen und holen…

*

»Verlieren wir also keine Zeit«, wandte der große, blonde Mann sich an die Menschen, die gleich ihm im nächtlichen Central Park standen. »Ich habe wieder einen Körper und kann leben. Mit diesem

Körper kann ich jene aufspüren, die aussehen wie Menschen, ohne jedoch wirklich ein solcher zu sein. Ich werde sie finden und jagen, denn sie wollen das Böse und das Ende der Menschheit. Und vielleicht wird mir endlich das vergönnt sein, was ich seinerzeit vergeblich suchte: festzustellen, woher sie kommen. Vielleicht werde ich endlich mehr über Maronn und die Geburtswelt der ›Omega-Menschen‹ erfahren. Wenn es gelingt, den Strom der ›Omega-Seelen‹ auf die Erde einzudämmen, werde ich einen großen Schritt vorangekommen sein.«

»Aber bei all dem, Doc, sollten Sie eines nicht vergessen«, machte Rani Mahay sich mit belegter Stimme bemerkbar.

»Aufpassen, Rani«, fiel ihm der blonde Mann ins Wort. »Bleib persönlich… ich bin dein Freund, auch wenn du weißt, daß es ein anderer ist, der in diesem Körper steckt. Ich bin Björn, und du bist Rani… wir müssen uns verhalten, wie die beiden miteinander verkehren. Wir haben Feinde, die uns ständig umlauern und nur darauf warten, bei uns eine Schwäche festzustellen, um dann zuzuschlagen.«

»Okay, Björn, damit sagst du etwas Wahres«, richtete sich Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, auf seine neue Rolle ein. »Aber laß' mich auch beenden, was ich vorhin sagen wollte: sei sehr vorsichtig mit dem, was du tust… der. Körper, der dir leihweise zur Verfügung steht, ist verwundbar. Wenn ihm etwas zustößt, ist das auch das Ende des Mannes, den wir alle lieben und der noch große Dinge vorhat… Deshalb werde ich ständig in deiner Nähe bleiben und dich hüten wie meinen Augapfel.«

Der Angesprochene lachte leise. Es war Hellmarks Lachen. »Rani, alter Freund… genau das sollst du tun. Ich bin auf jeden, der mich unterstützt und mir hilft, angewiesen.«

Er wollte dem noch etwas hinzufügen, als sich seine Miene verfinsterte. Er drehte langsam den Kopf. »Da ist etwas… einer von ihnen… ich spüre seine Nähe ganz deutlich… Ein Mensch mit einer › Omega-Seele ‹… Er überquert eben dort drüben die Straße. Kommt!«

Die Worte wirkten wie elektrisierend auf sie.

Björn Hellmark, dessen Körper von Doc Shadows Geist bewohnt wurde, eilte durch den dunklen Park.

Zwischen den Baumstämmen erkannte man in der Ferne das erleuchtete Tavern on the Green. Die dem Park zugewandte Glasfront schimmerte im Schein großer Lüster, und die direkt den Anbau umstehenden Bäume waren mit unzähligen kleinen Glühbirnen versehen, was dem Ganzen einen ungewöhnlichen und festlichen Anstrich verlieh.

Von der Straße her dröhnte Verkehrslärm.

In den dichtbelaubten Bäumen raschelte es. Dann war der Teufel los.

Wie überdimensionale Tropfen regnete es vom Himmel auf sie herab.

Dämonen!

Unheimliche, kaninchengroße Wesen schnellten aus den Baumverstecken und sprangen die vier Menschen an.

Rani Mahay erwischte es zuerst.

Zwei grauenhaft aussehende Geschöpfe saßen ihm augenblicklich im Nacken und krallten sich in Schultern und Gesicht fest.

Rasiermesserscharfe Krallen zuckten über Mahays Glatze und hinterließen lange, blutige Streifen.

Die kleinen, spitzen Hände der dämonischen Angreifer versuchten seine Augen abzudecken.

Rani setzte sich zur Wehr.

Er schlug um sich, griff eines der aalglatten, schmierigen Geschöpfe und schleuderte es in hohem Bogen von sich.

Der Dämon, der einen langgezogenen Kopf und spitze Ohren hatte, änderte aber im Flug durch die Luft seine Richtung und knallte nicht gegen den Baumstamm, den der Inder für ihn ausgewählt hatte.

Wie eine Rakete wischte der Dämon herum und schnellte erneut auf Mahay zu.

Auch Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé hatten alle Hände voll zu tun.

Unablässig hüpften und sprangen weitere Angreifer aus den Bäumen und hockten dort wie schwarze Schatten, die sich in Bewegung setzten.

Wie Kletten klebten die rattenartigen Wesen an ihnen.

Danielle de Barteaulieé setzte ihre Hexenkräfte ein. Unsichtbare Hände schienen ihr zur Verfügung zu stehen.

Die Dämonen wurden – ohne daß sie Hand anlegte – von ihr weggeschleudert und flogen nach allen Seiten davon.

Fauchen und Kreischen setzte ein.

Ringsum herrschte ein Leben, als hätte sich irgendwo in der Erde, in den Bäumen oder im Himmel eine rätselhafte Öffnung gebildet, aus der die Brut eines schrecklichen Zauberers Eingang in diese Welt fand.

Carminia Brado wälzte sich am Boden, schlug und trat um sich.

Sie packte einen Dämon, der ihr an die Kehle gesprungen war und riß ihn ruckartig zurück.

Die großen wimpernlosen, giftgrünen Augen waren auf sie gerichtet, und um die spitzen, mit Horn umrandeten Lippen flockte gelblicher Schaum.

Ein widerlich ätzender Geruch schlug der Brasilianerin entgegen.

Das unheimliche Wesen stieß seine gespaltene schwarze Zunge aus, und die Frau erhielt einen Schlag gegen die Stirn, als hätte ein Peitschenhieb sie getroffen.

Angewidert warf Carminia den sie piesackenden Dämon von sich und griff schon den nächsten.

Sie hingen an ihr als wahre Traube und merkte, daß sie dem Ansturm und der Menge mit bloßen Händen nichts entgegensetzen konnte.

Es erging ihr wie Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé, die ihre Kräfte einsetzten und es solange tun würden, bis sie vor Erschöpfung nicht mehr konnten.

Genau dies schien die Absicht der Feinde zu sein.

Sie waren gekommen, um zu quälen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Mitten im Park spielten sich Szenen ab, wie sie im Horror- und Gespensterfilm üblich waren, aber nicht in der Wirklichkeit.

In das Piepen und schrille Kreischen mischten sich explosionsartige Geräusche.

Schwefelgelbe Wolken verpufften.

Die Dämonenmaske wurde eingesetzt.

Björn Hellmark trug sie bei sich, und es war ihm gelungen, trotz des massiven Angriffs gerade auch auf ihn, die Maske aus der Tasche zu zerren und über’s Gesicht zu ziehen.

Aus dem unscheinbar braunen, stumpfen Stück Stoff, das am ehesten an einen abgeschnittenen Damen-Strumpf erinnerte, wurde eine makabre Maske und damit eine hochwirksame Waffe.

Hellmarks Aussehen hatte sich schlagartig verändert.

Auf seinen Schultern prangte ein schaurig anzusehender, kahler Totenschädel, in dessen tiefliegenden Augenhöhlen ein gespenstisch grünes Licht glomm, das dem Schädel eine seltsame Lebendigkeit verlieh.

Dämonen waren allergisch gegen diese Maske. Ihre Nähe schon ließ sie unsicher und nervös werden. Ihr direkter Anblick wirkte sich auf sie geradezu verheerend aus.

Ihre Körper wurden zu schwefelgelben Wolken und verwehten im Nachtwind.

Die Dämonenmaske war die einzige Waffe, die ein Marlos-Bewohner bei sich trug.

Aber sie besaßen weitere wichtige, um sich gegen die Angreifer aus der Finsternis zur Wehr zu setzen.

In den Geister-Höhlen auf der Insel wurden die Trophäen und Dämonenbanner aufbewahrt.

Dort gab es die versteinerten Manja-Augen, den Trank der Siaris und das »Schwert des Toten Gottes«, hochwirksame Mittel gegen Angriffe hoher und niedriger dämonischer Wesenheiten.

Manja-Augen und der Trank der Siaris ließen sich holen und damit diese schreckliche Situation beherrschen, die sie seit einer halben

Minute in Bann schlug, und von der sie das Gefühl hatten, als würde sie schon seit Stunden währen.

Die wirksamste Waffe jedoch, das »Schwert des Toten Gottes«, konnte niemand von ihnen an den Ort des Geschehens bringen.

Und Hellmark, der nicht mehr Hellmark war, konnte sich aus eigener Kraft nicht nach Marlos versetzen und auch das Schwert nicht holen.

Der fremde Geist, mit dem Björn getauscht hatte, konnte weder den Doppelkörper entstehen lassen, noch das Schwert fassen, das in einer fernen Zeit eigens für Hellmark geschmiedet worden war und das nur er führen konnte.

Der »echte«, der »ganze« Hellmark…

Wie eine Traube klebten die Unheimlichen an ihr, stellten ihr die Luft ab, und sie war dem Ansturm nicht mehr gewachsen.

Carminia Brado faßte einen verzweifelten Gedanken: Zurück nach Marlos! In die Geister-Höhle!

Der Gedanke genügte.

Die Quälgeister, die an ihr zurrten, zwickten, bissen und kratzten, konnten ihr hier zusetzen. Aber sie konnten sie nicht mit auf die Insel des Friedens verfolgen. Marlos war tabu, und – brachte ihnen in dem Augenblick den Tod, als sie sich dorthin zurückdachte.

Der nächtliche Park, der sie umgab, wurde abgelöst von dem sonnigen Gefilde einer Insel, die einmalig war auf dieser Welt.

Bevor jedoch die neue Umgebung sich gänzlich aus dem diffusen Nichts, durch das ihr entmaterialisierter Körper eilen mußte, herausschälte, kam das große Heulen und Zähneknirschen.

Die unheimlichen Dämonen, die nicht von ihr lassen wollten, zerflossen wie Schnee unter den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne.

Der Druck ließ nach. Die Dämonen wurden vernichtet, und Carminia materialisierte in der Geister-Höhle auf der obersten Stufe des pyramidenförmigen Aufstiegs, wo der steinerne Thron stand.

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé hatten offensichtlich ähnliche Überlegungen angestellt wie sie.

Der Inder und die Französin tauchten eine zehntel Sekunde nach ihr in der Höhle auf.

Rani atmete befreit auf.

Er sah aus, als hätte er ein Spießrutenlaufen hinter sich Carminia und Danielle machten keinen besseren Eindruck.

Ihre Kleider waren zerrissen.

»Irgendwie, Danielle, hast du dich verändert«, murmelte der glatzköpfige Inder todernst und taumelte um den obersten Thron. Mahay wollte keine Sekunde verlieren und sofort nach den Dämonenbannern greifen, die neben dem Thronsitz und in einer wie

ein Regal aussehenden Wandnische untergebracht waren. »Du siehst aus, als wärst du mitten in New York von einem Grizzlybären umarmt worden. Aber dem Burschen rücken wir jetzt zuleibe… mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen. Jetzt geht's erst richtig los.«

Davon waren sie alle überzeugt.

Wenn zur wirksamen Dämonenmaske, die Björn trug, noch Manja-Auge und Trank der Siaris hinzukamen, gab es für die dämonischen Angreifer kein Entrinnen mehr.

Nur zehn Sekunden währte der Aufenthalt der Freunde in der Geister-Höhle auf Marlos.

Dann versetzten sie sich alle drei fast gleichzeitig zurück in den nächtlichen Central-Park von New York.

Rani materialisierte zuerst.

Er hielt das versteinerte Auge des Schwarzen Manja, das faustgroß war und rot wie ein ungeschliffener Rubin aussah, zwischen den Fingern. Er wollte, daß es sofort sichtbar würde.

Aber – was war das?

Mahay zerdrückte einen Fluch zwischen den Lippen.

Die Dämonen – waren verschwunden! Die Stelle, wo vor wenigen Augenblicken noch die unheimliche Begegnung stattgefunden hatte, war leer.

Auf dem Weg sah man die Spuren des Kampfes. Der Geruch von Schwefel hing noch in der Luft, vermischte sich mit den Abgasen der Autos, die auf der nahen Verkehrsstraße fuhren.

»Björn ist weg!«

Der Inder stieß es in dem Moment hervor, als Carminia Brado sich neben ihm wie ein Geist aus dem Nichts schälte.

»Aber – das kann doch nicht sein!« Die Brasilianerin wirkte erschrocken.

Sie blickte in die Runde, und gemeinsam mit Danielle de Barteaulieé begannen sie die Suche nach dem Verschwundenen.

Vielleicht lag er irgendwo am Wegrand, im Dunkeln zwischen den Büschen…

»Er hatte die Dämonenmaske«, warf Carminia nachdenklich ein. »Sie konnten ihm nichts anhaben.«

Sie unterbrach sich, weil aus Richtung des hellerleuchteten Restaurants sich eilige Schritte näherten.

Zwei in orangefarbenen Anzügen gekleidete Männer liefen über den Rasen zwischen den Bäumen auf die Gruppe zu. Dem Overall nach handelte es sich um Parkwächter des Tavern on the Green.

»Heh!« rief der eine schon von weitem. Er war ein kräftiger, breitschultriger Neger. »Stimmt da vorn was nicht? Uns kam's so vor, als hätten wir Hilferufe gehört?«

»Wir hatten 'ne kleine Auseinandersetzung mit Rockern«, sagte

Carminia Brado geistesgegenwärtig. So zerzaust und mitgenommen, wie sie aussahen, nahm man ihnen das bedenkenlos ab. »Wir waren zu viert, einen unserer Freunde haben sie davongeschleppt… Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

Die beiden Parkwächter waren auf ihrer Höhe angekommen.

Der andere – der Weiße, ein Mann, der einen Kopf kleiner war als der Farbige – nickte.

»Mir ist das gleich so komisch vorgekommen, Brad«, sagte er schnell.

»Was ist Ihnen komisch vorgekommen?« warf die Brasilianerin ein, als der Mann sich wieder unterbrach.

»Ich hatte vorhin den Eindruck, daß hier allerhand Wirbel sei. Als wir uns in Bewegung setzten, sah ich gerade noch, wie ein Mann von zwei anderen mitgeschleppt wurde.«

Ranis Augen verengten sich.

Da stimmte etwas nicht!

Bis vor einer halben Minute hatten sie es nur mit einer großen Anzahl niederer Dämonen zu tun. Nun war mit einem Mal die Rede von zwei Fremden.

Wer waren sie? Und von wo waren sie in der kurzen Zeit so schnell gekommen?

Ein furchtbarer Verdacht keimte in ihnen.

Der Angriff war gezielt erfolgt. Das war von vornherein klar gewesen.

Aber – er hatte gleichzeitig auch als Ablenkungsmanöver gedient.

Außer den Dämonen, die sich in den Wipfeln versteckt gehalten hatten, waren demnach mindestens zwei andere Gestalten da gewesen.

Menschen? Dämonische Schergen Rha-Ta-N'mys, die auf diesen Augenblick gewartet hatten oder – Menschen mit einer »Omega-Seele«, die ihrem Todfeind Doc Shadow auflauerten?

Aber alle diese Überlegungen hatten einen Schönheitsfehler.

Irgend jemand mußte gewußt haben, daß sie hier im Park zusammentreffen würden. Dabei war die Entscheidung erst kurz zuvor gefallen.

Doch die Schnelligkeit der Reaktion bewies, daß die Dämonen Informationen umgehend in die Tat umsetzen konnten.

Die rangniederen waren wie durch einen geheimnisvollen Zugang in die Welt gekommen, hatten sie angesprungen und in Bedrängnis gebracht. Gleichzeitig waren Andersgestaltete, aber Gleichgesinnte über die Anwesenheit der Gruppe informiert worden. Und allen Angreifern mußte bekannt sein, daß der Mann, der für sie Björn Hellmark war, mit einem anderen einen Seelentausch vorgenommen hatte und durch diese Manipulation ihr ursprünglicher Todfeind nicht so gefährlich agieren konnte, wie sie es von ihm gewohnt waren.

Doc Shadow war das Kriterium!

Hatte er sie alle an der Nase herumgeführt, um durch einen Trick Hellmark zu täuschen – oder war auch er Opfer des Überfalls geworden?

Da hörten sie einen aufheulenden Motor.

Nur wenige Schritte vom Eingang des Hauptweges entfernt wurde plötzlich ein Fahrzeug beschleunigt.

Mit quietschenden Pneus jagte der Wagen nach vorn.

Die beiden Parkwächter wirbelten herum, Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé spurteten los.

Rani Mahay machte es anders.

Zurück nach Marlos!

Der Weg zu der mehrere tausend Meilen fernen Insel dauerte nur so lange, wie sein Gedanke währte.

Kaum dort angekommen, »sprang« er schon wieder zurück. Wieder nach New York, aber in die Straße, die direkt am Central-Park vorbeilief, und von der aus die Zufahrt zum Tavern on the Green lag.

Er materialisierte rund achthundert Meter von dem Standort entfernt, den er noch wenige Augenblicke zuvor eingenommen hatte.

Auf halbem Weg nach dort lag eine Straßenkreuzung.

Damit hatten sie die Chance, den gesamten Verlauf der halsbrecherischen Fahrt zu verfolgen.

Aber genau dazu kam es nicht.

Der vom Straßenrand gestartete Wagen war nicht mehr zu hören und zu sehen.

Er erreichte die Straßenkreuzung nicht, an der Mahay auf der Lauer lag.

Da ahnte der treue Freund, daß noch jemand für die Aktionen, die sie in Atem hielt, in Frage kam.

Ein Feind, der auf eigene Rechnung agierte und sich ebenfalls die Vernichtung Björn Hellmarks vorgenommen hatte.

Die berühmt-berüchtigten Männer in Schwarz…

*

Die Welt, die ihn umgab, war ihm nicht unbekannt.

Der Geist, der von seinem Körper getrennt und in eine der vielen Regionen des Unsichtbaren geschleudert worden war, bewegte sich frei und ungebunden.

Björn Hellmark war reiner Geist. Sein ganzes Bewußtsein, sein ganzes Erleben war auf die Umgebung ausgerichtet, aus der Doc Shadow kam.

Dieser nannte es das »Schattenreich«.

Die Bezeichnung traf zu.

Björn Hellmarks Geist war von schattenhaften Formen umgeben, die sich ebenfalls bewegten. Durchsetzt waren die schwingenartigen, flachen Gebilde von verschiedenfarbigen Lichtreflexen.

Hellmark glaubte selbst, Schwingen zu haben.

Mit ungewöhnlich hoher Geschwindigkeit glitt er in das Ungewisse. Er wollte die Zeit, die ihm für diesen Körpertausch zur Verfügung stand, voll ausnutzen.

Er vertraute Doc Shadow, seinem neuen Freund.

Er kannte ihn erst kurz, hatte aber in der Kürze dieser Zeit schon soviel mit ihm erlebt, das Leiden und Sterben dieses Mannes mitbekommen, so daß er an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit Shadows nicht mehr zweifelte.

Hinzu kam, daß Shadow einwandfrei nach Marlos, der Insel des Friedens, hatte mitkommen können.

Shadow war ein Geist.

Wäre er dämonischen Ursprungs gewesen, wäre dieser »Transport« über die dämonenbannende Sphäre niemals gelungen.

Diesmal hatte Björn Hellmark alle Kriterien gründlich bedacht. Das war anders wie damals, als sein großer Gegenspieler Molochos, der Dämonenfürst, auf gefährliche Weise sein Vertrauen erschleichen und ihn fast in die Vernichtung treiben konnte.

Zu spät hatte er da erkannt, daß er einem schrecklichen Irrtum zum Opfer gefallen war.

Nur dem unglaublichen Einsatz von Kräften und der Intelligenz seiner Freunde hatte er es zu verdanken, daß Carminia Brado und er aus dem Ewigkeitsgefängnis Molochos' hatten befreit werden können. Lange Zeit waren sie »Gefangene in zwei Welten« gewesen…

Er hatte schon viele Bereiche des Daseins kennengelernt.

Die Erfahrungen, die er jetzt machte, waren neu.

Kurzfristig hatte er diesen Zustand schon erlebt. Da war es gewissermaßen ein Tausch auf Probe gewesen, um Shawn Addams alias Doc Shadow die Möglichkeit zu geben, sich in einem Körper in der dritten Dimension zu bewegen, während Hellmark ins Geisterreich vorstieß, um zwei bedrohte junge Menschen vor dem sicheren Tod zu retten.

Bei diesem Versuch hatte er auch die ersten Erfahrungen damit gemacht, wie er seinen »Geist« steuern konnte.

Gedanken genügten, um sich zu versetzen und völlig unterschiedliche Standorte einzunehmen.

In späteren Gesprächen, die er mit dem Unsichtbaren aus dem Schattenreich dann geführt hatte, waren ihm weitere Verhaltensmaßregeln mitgeteilt worden.

Im Schattenreich gab es verschiedene Stufen des Lichtes. Es gab eine, die weit ins Geisterreich führte, und eine, die wieder

hinausführte.

Er konnte sich selbst entscheiden, welche er benutzte.

So kurz nach seinem Eindringen in die Welt des Unsichtbaren wäre es unsinnig gewesen, sich schon wieder an der äußersten Grenze des Übergangs nach »draußen« aufzuhalten und auf Doc Shadows Signal zu warten.

Diese Begleiterscheinung allerdings war ihm nicht ganz recht.

Nicht an ihm lag es, wann er wieder in seinen Körper zurückkehren konnte, sondern an Doc Shadow.

Er, Hellmarks Geist, konnte zwar die Signale aussenden und damit seinen Wunsch kundtun, Doc Shadow aber, der seinen Körper belebte, mußte zu diesem Tausch wieder bereit sein. In diesem Fall war es genau umgekehrt wie beim Einstieg in den Körpertausch, wo Hellmark seine Zustimmung geben mußte.

Das Risiko, dem er sich aussetzte, war groß.

Aber – es war vielleicht auch lohnend!

Das Reich der Geister und Schatten war kaum ergründet.

Von hier aus sickerten viele Einflüsse in die Welt der Lebenden. Alle Bereiche des Daseins wurden gestreift. Und so war es nicht verwunderlich, wenn auch die Menschen mit den »Omega-Seelen« und Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, in und mit dem Reich der Schatten fungierten.

Mit dem Geisterreich hatte auch Maronn zu tun, jener rätselhafte Ort, mit dem die »Omega-Seelen« direkt zu tun hatten. Seelen kamen aus dem Geistigen… und vielleicht war gerade dies der Schmelztiegel, wo alles zusammenkam, den die geheimnisvollen Eindringlinge aus einem unbekannten Winkel des Universums brauchten, um ihre Brut in die Körper der Menschen zu versetzen.

Tausende und Abertausende gab es inzwischen von ihnen. Sie lebten als Menschen überall verstreut auf der Erde, ohne daß jemand sie erkannte. Nur einer konnte sie entlarven: Doc Shadow, ihr Feind, der ihnen in einem früheren Leben schon auf der Spur gewesen war. Shadow hatte gewissermaßen einen »Riecher« für sie. Und das allein war das eingegangene Risiko wert.

Durch die spezielle Fähigkeit Doc Shadows, »Omega-Seelen« aufzuspüren, und die gleichzeitige Möglichkeit, im Schattenreich nach Gefahren durch diese und Rha-Ta-N'my zu forschen, konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Björn Hellmark überließ seinen Geist dem pulsierenden Licht und wurde unfaßbar schnell in einen tunnelförmigen Schlund gezogen, der aus wirbelnden Schatten bestand.

Gleich darauf hatte er das Gefühl, über eine enge, düstere Straße zu schweben, in der die verwaschenen Umrisse schmalbrüstiger Häuser standen.

Die Fassaden waren flach und schwankten unter unsichtbaren Luftbewegungen wie dünne Folie.

Hellmarks Bewußtsein war offen gegenüber allen Einflüssen.

Hatte er eben noch eine große, endlose Einsamkeit gespürt, wurde ihm plötzlich bewußt, daß er beobachtet wurde.

Er war nicht mehr allein.

Fremde Einflüsse streiften ihn, und wispernde Gedanken drangen in sein Bewußtsein.

»Wer bist du?« hörte er eine fremde Stimme in sich.

Der telepathische Kontakt erfolgte in einer Stärke und Klarheit, wie er ihn nie zuvor erlebt hatte.

»Ich heiße Björn.«

Er brauchte es nicht zu sagen.

Als die Frage erfolgte, reagierte er damit still mit einer Antwort.

Anders war es auch nicht mehr möglich.

Denn er hatte keinen Mund, um zu reden, keine Stimmbänder, mit denen er hätte seine Worte formen können.

Es war ein rein geistiger Kontakt.

Und doch nahm er bei diesem Kontakt auch gleichzeitig den »Sprecher« wahr.

Björn brauchte keinen Kopf zu drehen, denn er hatte keinen, besaß keine Augen, um zu sehen, und doch »sah« er auf wunderbare Weise nach allen Richtungen gleichzeitig.

Er erkannte sich merkwürdigerweise sogar selbst.

Wie in einem Spiegel registrierte er die Aura, in und mit der er sich wie in einer Blase bewegte.

Diese Blase hatte die Form des Körpers, den er verlassen hatte und den in der Welt der Lebenden Doc Shadow jetzt bewegte.

Sein Geist wurde durch den Astralleib, den er jetzt besaß, erkennbar.

Auf die gleiche Weise sah er auch den Fremden, der ihn »angesprochen« hatte.

Der Mann war untersetzt und von kräftiger Gestalt.

Er hatte kurze Arme, stämmige Beine und einen respektablen Bauch.

Die Haare waren fast schulterlang, wellig und besaßen einen silbergrauen Schimmer.

Die Aura vermittelte sogar den Eindruck, daß der Unbekannte Pausbäckchen hatte und von einer ausgesprochen heiteren Art beherrscht war.

Die Gestalt glitt zwischen den silhouettenhaften, flachen Hausfassaden der düsteren engen und gewundenen Straße auf ihn zu.

»Wer bist du?« entwickelte sich in Hellmarks Bewußtsein die Frage, und er merkte, daß er ein Neuling in diesem Schattenreich war,

weil er versuchte seine Gedanken abzublocken und erst in eine bestimmte Form bringen.

Der andere handelte ganz anders.

Er ließ, nachdem er den Fremden registriert hatte, seinen Gedanken freien Lauf.

Björns Geist wurde von einer Sekunde zur anderen mit Wissen und Informationen versorgt, die in der Kürze der Zeit auch durch ein geordnetes telepathisches »Gespräch« nicht möglich gewesen wären.

Dieser Mann hieß Jerome Lord of Belbrook und stammte aus einem Castle in den schottischen Highlands.

»Dwellyn-Castle war mein Zuhause, die schöne Tochter des Schloßbesitzers, Patricia, meine Frau… Hast du Patricia gesehen? Ich suche sie… bin schon zu lange unterwegs, und mein Herz trauert um das, was geschehen ist…«

»Was ist denn geschehen?«

»Sie hat die Gesellschaft verlassen, eine Tafel, an der mehr als hundertfünfzig Adlige aus dem ganzen Land versammelt waren. Sie hat sich darüber geärgert, daß einer der geladenen Gäste schwarzmagische Kunststücke vorgeführt hat, obwohl in den heiligen Mauern von Dwellyn-Castle solche Praktiken streng verpönt sind… Ein Gast war Magier und nutzte schamhaft unsere Gastfreundschaft aus, um die Gäste in seinen Bann zu ziehen. Sie waren wie verzaubert. Er verhielt sich plötzlich nicht mehr wie der geladene Gast, der dem Hausherrn Respekt zollt, sondern wie ein Tyrann, der seine Macht unter allen Umständen demonstrieren will. Und alle gerieten in den Bann des Schwarzkünstlers.

Das Interesse an seinen Tricks griff um sich wie eine Seuche. Alle Anwesenden hatten schon reichlich getrunken und gegessen, befanden sich in einer aufgekratzten Stimmung und wollten immer mehr von den Vorführungen des ›Meisters‹ sehen.

Ich sehe ihn noch genau vor mir…

Sein Haar wuchs spitz in die Stirn und berührte fast die Nasenwurzel, so daß man meinen konnte, er trüge eine enganliegende Kappe. Seine schwarzen Augen blickten kalt und funkelten wie Eiskristalle, und um seine schmalen Lippen lag ein widerliches, abstoßendes Grinsen.

Das Grinsen eines Teufels!

»O ja«, sagte er zu den Versammelten. »Ich kann euch mehr bieten. Aber es wäre schade, wenn auch nur ein einziger die Darbietung versäumen würde. Lady Patricia hat sich aus unserer Mitte entfernt. Sie sollte als Gastgeberin nicht fehlen. Sie steht der Magie skeptisch, ja geradezu feindselig gegenüber. Vielleicht kann sich sie überzeugen… Nun, meine lieben Versammelten, folgt mir! Suchen wir Lady Patricia! Ich mag nicht, wenn einer sich aus unserem Kreis entfernt…«

Was er sagte, war ungastlich und ungehörig.

Aber er erhielt sogar noch Beifall für seine Worte.

Der Teufel hatte sie alle in seinen Bann gezogen…

Ich kann mir plötzlich vor wie ein Sklave, der tun muß, was sein Herr von ihm verlangt. Aber der Herr von Dwellyn-Castle – das war ich! Nur – hörte niemand mehr auf mich.

Sie folgten ihm, als er sie aufforderte, das Schloß nach Lady Patricia zu durchsuchen.

Alle verließen die Tafel, verteilten sich in den Räumen und stiegen schließlich auch nach unten in das labyrinthartige Gewölbe. Ich rief die Geladenen zurück und wandte mich an die Freunde. Aber nicht mal sie erhörten mich.

Sie lachten mich aus und verhielten sich, als hätten sie eine Droge genommen.

Ich hörte ihre Stimmen und ihr Lachen, das immer mehr in den Gewölben von Dwellyn-Castle sich verlor.

Dann kehrte plötzlich Totenstille ein.

Ich war verwundert. Eine Zeitlang wartete ich als einziger im großen Speisesaal auf die Rückkehr der Aufgebrochenen, und vor allem auf Patricias Auftauchen, die ich auch nicht in ihrem Zimmer angetroffen hatte.

Als niemand mehr sich zeigte, wuchs meine Unruhe, und ich ging ebenfalls in das Kellergewölbe und rief nach denen, die sich dort noch aufhalten mußten.

Der Schwarzmagier, der seine unheiligen Künste vorgeführt hatte, stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor mir. Ich fragte ihn nach den anderen, die ihn begleitet hatten.

Sie seien noch hier unten, ließ er mich wissen. Ich müsse nur Ausschau halten.

Ich ging die kilometerlangen Gänge und Korridore und ließ keinen Fluchttunnel und keinen Durchlaß aus.

Aber ich fand weder Patricia noch die anderen hundertfünfzig Gäste. Der geladene Gast, der sich als Werkzeug des Teufels erwiesen hatte, schien sie in Luft aufgelöst zu haben.

Ich stürzte auf ihn zu, riß mein Schwert aus der Scheide und war bereit, ihn auf der Stelle umzubringen.

Er stand nur wenige Schritte von mir entfernt.

Kalt lächelnd schien er meinen Angriff zu erwarten.

»Du bist ein Narr, Jerome!« rief er mir zu. »Glaubst du wirklich, daß ich dich als einzigen Zeugen frei laufen lassen werde? Du konntest dich zwar absetzen von der Gruppe, aber das ist kein Grund, dich ihr nicht noch nachzuschicken. Du suchst deine geliebte Patricia… ich will dich nicht daran hindern, sie weiterhin zu suchen. Mach’ dich auf den Weg, vielleicht wirst du sie eines Tages finden…

In ein paar Stunden oder ein paar Tagen… vielleicht brauchst du auch Wochen, Monate oder gar Jahre… vielleicht auch fünfhundert oder tausend… Zeit, Belbrook, spielt für euch alle keine Rolle mehr…«

Sein hämisches Lachen reizte mich so, daß ich völlig den Kopf verlor und mich auf ihn stürzte. Das heißt, ich wollte es tun, aber ich erreichte ihn nicht mehr.

Die Übermittlung brach ab, und Björns Gesicht empfing statt dessen Ratlosigkeit und Verwirrung.

»Warum konntest du ihn nicht mehr erreichen?«

»Vor mir befand sich plötzlich eine Mauer. Zuerst nahm ich sie wahr wie Nebel, ich tauchte ein, und plötzlich wurde sie materiell.

Eine Trennwand stand mitten im Weg!

Sie teilte den Korridor in seiner Länge von mehr als achtzig Meter.

Ich rannte dagegen an, doch die Wand ließ mich nicht durch.

Der andere – mein Widersacher – stand mir noch immer gegenüber. Ich konnte ihn jedoch nicht erreichen.

Ich sah auch die anderen Wände von Dwellyn-Castle plötzlich verschwommen und nahm sie wahr wie hinter Wasser.

Ich schlug mit dem Schwert auf das Gestein.

Es war massiv, die Funken sprühten, als Stahl auf Stein traf. Und doch war die Mauer vor mir auch gleichzeitig durchsichtig.

Zauberspuk!

Der Hexenmeister, den wir Ahnungslosen in unser Schloß geholt hatten, hatte uns alle im Griff. Nun spielte er auch mit mir.

›Von Dwellyn-Castle!‹ rief er mir zu. >Gibt es mehr als eine Ausgabe, Belbrook! Es gibt eine sichtbare und eine unsichtbare Version. Die unsichtbare, die meine Freunde geschaffen haben, läßt sich genau über die dreidimensionale, sichtbare stülpen wie eine Käseglocke. Noch habe ich Zeit, dir das Geheimnis zu erklären. Aber du wirst es nicht verstehen. Meine Freunde, die mit den ›Omega-Seelen‹, haben mir große Hilfe zuteil werden lassen, und ich bin ihnen durch das Kollektiv-Bewußtsein verbunden. Ihre Ziele sind auch meine Ziele, auch wenn wir getrennte Wege gehen.<

»Omega-Seelen!« In Björn Hellmarks Bewußtsein wurde dieser Gedanke zum Fanal.

Erst kürzlich hatte er diesen Begriff vom unsichtbaren Geist zum erstenmal gehört. Davor kannte er ihn nicht, und nun tauchte er schon wieder auf.

»Ja, ›Omega-Seelen‹«, echote es in ihm. Lord of Belbrook, der eine so eigenartige, unglaubliche Geschichte zum besten gegeben hatte, kannte sie auch. »Unsere Begegnung ist ein Zufall – «, registrierte Björn Hellmarks Geist die weiteren Ausführungen. »Ich bin auf der Suche… nach Patricia… ich habe sie noch immer nicht gefunden… Aber der Schwarzkünstler hat seine Freunde, die ›Omega-Menschen‹

erwähnt… und auch du weißt von ihnen. Das habe ich erkannt, und deshalb habe ich deine Nähe gesucht. Was weißt du über jene, die der Schwarzkünstler erwähnt hat?«

»Ebensowenig wie du«, reagierte Hellmarks Geist. »Du weißt möglicherweise mehr als ich. Wann hattest du die Begegnung mit dem Schwarzkünstler? Wann hat er deine Frau und hundertfünfzig Gäste deiner Tafel im Labyrinth des Castle verschwinden lassen?«

»Man schrieb das Jahr 1237.«

Björn Hellmarks Geist war zum zweiten Mal wie elektrisiert.

Das war vor über siebenhundert Jahren gewesen!

Seit dieser Zeit suchte der verbannte, ruhelose Geist des Lord of Belbrook seine verschwundene Frau!

*

»Wir haben ein gleiches Ziel«, erkannte auch Jerome Lord of Belbrook, der eine Dwellyn-Tochter geheiratet und damals – im Jahr 1237 – ein merkwürdiges Geheimnis über sein Castle erfahren hatte.

Björn Hellmark nutzte diesen Wink des Schicksals.

»Das unsichtbare Castle – hat es irgend etwas mit Maronn zu tun?«

»Ich weiß es nicht. Diesen Namen habe ich nie gehört.«

»Wie war der Name des Mannes, der deine Frau und hundertfünfzig Gäste deines Schlosses verschwinden ließ?«

»Ich habe ihn vergessen. Alles, was jenen Tag betrifft, ist in meinem Gedächtnis haften geblieben. Nur an den Namen des Schwarzkünstlers erinnere ich mich nicht mehr.«

»Dann hat er dieses Vergessen absichtlich herbeigeführt… Aus einem plausiblen Grund: Wessen Name man kennt, den kann man magisch bekämpfen. Er war ein echter Magier, und es muß ihn noch heute geben – vielleicht ganz und gar in den Mauern des Schlosses, aus dem du kommst. Sehen wir es uns gemeinsam an.« Hellmark fieberte förmlich. Er wollte die Zeit nutzen und in dieser Region möglicherweise den entscheidenden Hinweis finden, der direkt auf die Spur der »Omega-Menschen« führte, die schon so lange unter den Menschen weilten, ohne daß jemand sie erkannte.

Denken und Handeln in der Geisterwelt waren eins.

Die Sphäre des Unsichtbaren umfaßte den gesamten dreidimensionalen Raum der Erde.

Die leuchtende Aura, in die Hellmarks Geist eingeschlossen war, befand sich im gleichen Augenblick, als er entschlossen war, sich den Ort näher anzusehen, von dem Jerome Lord of Belbrook gekommen war, nicht mehr dort, wo die Reise ins Schattenreich begonnen hatte.

»Wir sind im Schloß«, raunte die Stimme seines Begleiters in ihm, der 1237 in den Bann eines furchtbaren Abenteuers geriet, das heute

noch nicht beendet war.

Der Geist des Lord of Belbrook war in sein Zuhause zurückgekehrt, und er hatte jemand mitgebracht.

*

Der derzeitige Besitzer des Dwellyn-Castle, der den Namen Lord of Dwellyn trug, entstammte nicht der direkten Linie.

Die war mit dem Tod von Lady Patricia damals 1237 ausgestorben. Der Lord of Belbrook, wie aus der Familienchronik hervorging, sollte für einen männlichen Nachkommen sorgen. Die Linie starb aus. Man nahm heute an, daß eine Seuche alle Schloßbewohner und die Gäste eines Mahls in einer Nacht hinweggerafft hatte. Deren Skelette waren von einer späteren Generation aufgesammelt und in Hohlräume der Wände eingemauert worden, wo sie noch heute besichtigt werden konnten.

Diese Aktivitäten lagen auch schon wieder fünfhundert Jahre zurück.

Dennoch gingen Henri-James Lord of Dwellyn in dieser Nacht – drei Tage nach dem mysteriösen Zwischenfall in seinem Schloß – diese Dinge durch den Kopf.

Es hing auch damit zusammen, daß er einen Besucher erwartete.

Für den Abend hatte sich telefonisch ein Mann angemeldet, dem ein großer Presse-Konzern unterstand und der eine in der ganzen Welt verbreitete Zeitschrift herausgab.

Die »Amazing-Tales«.

Das Magazin, das inzwischen in alle Weltsprachen übersetzt wurde, konnte auf bewährte Mitarbeiter rund um den Globus zurückgreifen. Es befaßte sich mit den Grenzgebieten der Wissenschaft, dem Unwahrscheinlichen, Erlebnissen und Zeugnissen auf der Erde, die noch nicht wissenschaftlich erforscht waren und den Menschen der Gegenwart Rätsel aufgaben.

Der Mann, der »Amazing-Tales« verlegte und herausgab, hieß Richard Patrick und hatte sich telefonisch bei Lord of Dwellyn angesagt.

Patrick war Amerikaner und reiste seit Wochen durch Irland und Großbritannien, um alte Spukschlösser unter die Lupe zu nehmen. In seiner Begleitung befanden sich zwei Mitarbeiter. Ein Autor und ein Fotoreporter, die eine Serie über Spuk- und Geisterschlösser zusammenstellten. In einer Sonderausgabe der Zeitschrift sollten die berühmtesten »Haunting Houses und Castles« vorgestellt werden.

Dazu gehörte auch Dwellyn-Castle. Der Besitzer des Gemäuers wunderte sich darüber, daß sein Schloß in diesem Zusammenhang ausgewählt worden war. Von Spukfällen war einer breiten

Öffentlichkeit nichts bekannt. Die dahingegangenen Herren von Dwellyn-Castle und der jetzige Erbe hatten es stets verstanden, gewisse Vorfälle herunterzuspielen und zu verschweigen.

Interessant war Dwellyn-Castle wegen seiner bemerkenswerten architektonischen Gestaltung, seiner Folterkammern, der riesigen, unüberschaubaren Korridore in den Kellergewölben und der sogenannten »Skelett-Nischen«, in denen die Knochen unbekannter Menschen gestapelt waren.

Richard Patrick hatte am Telefon eine Andeutung gemacht, die Henri-James Lord of Dwellyn zum Nachdenken zwang.

Patrick hatte angedeutet, daß Dwellyn-Castle ein »interessanter Fall« sei. Er hätte in einem alten Buch einige Hinweise gefunden, die ihn auf das Schloß in den schottischen Highlands aufmerksam gemacht hätten.

Henri-James Lord of Dwellyn erhob sich vom Sessel, griff nach seiner Pfeife, von denen mehrere in einem Ständer auf dem Schreibtisch verwahrt wurden, und zündete sie langsam an.

Er trat ans Fenster und blickte hinunter auf die Zufahrtsstraße vor dem Hotel.

Drüben in der Dunkelheit zeichneten sich die Umrisse der Mauern, eckigen Türme, Zinnen und Wehrgänge des riesigen Schlosses ab.

Dort gab es auch genügend Zimmer, die man wohnlich hätte einrichten können.

Aber er hatte es nie getan.

Er hatte es vorgezogen, auf dem riesigen Besitz derer von Dwellyn ein großes Hotel zu bauen und das Castle zur Besichtigung für sensationshungrige Touristen freizugeben. Das brachte zusätzliches Geld, mit dem sich anfallende Reparatur- und Renovierungsarbeiten durchführen ließen.

Die von Dwellyn wußten, weshalb sie dort nicht wohnen wollten – zumindest hatten sie eine Ahnung… Aber darüber war in der Öffentlichkeit stets Stillschweigen gewahrt worden. Das konnte man in der Vergangenheit leichter als heutzutage.

Henri-James of Dwellyn hatte stets gehofft, solange er lebte, nie mit einem derartigen Phänomen wie seine Vorfahren konfrontiert zu werden.

Nun war's doch passiert…

Vor drei Tagen.

Als die Amerikanerin verschwand, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Polizei zu verständigen.

Am folgenden Tag war sie eingetroffen. Eine Sonderkommission von insgesamt fünf Männern. Sie inspizierte das Schloß und war den gleichen Weg gegangen wie die amerikanische Touristengruppe an jenem fraglichen Abend auch.

Die Stelle, an der man Loretta Franklin zum letzten Mal sah, war von mehreren Personen übereinstimmend angegeben worden. Man hatte die Mauer und die Nische unter die Lupe genommen und sogar die Stelle, an der die Sekretärin gestanden hatte, aufgegraben, weil die Vermutung geäußert worden war, sie könnte möglicherweise in einen unbekannten, unter dem Gewölbe liegenden Hohlraum gestürzt sein.

Aber diese phantastische These hatte sich natürlich nicht bewahrheitet. Im Boden konnte schließlich kein Mensch versinken, ohne daß Spuren zurückblieben.

Aber Henri-James 16. Lord of Dwellyn wußte es anders.

Im Schloß hatte es zu allen Zeiten merkwürdige Vorkommnisse gegeben, und das war der Grund, weshalb er nie dort gewohnt hatte.

Auf der Straße, die sich durch die Berge schlängelte, waren die Scheinwerfer eines Autos zu sehen, das rasch näherkam und wenig später auf dem Parkplatz vor dem Hotel hielt.

Es war ein Bentley, in dem drei Männer saßen.

Sie stiegen aus und betraten gleich darauf das Foyer des Hotels.

Eine Minute später schlug das Telefon im Büro des Lords of Dwellyn an.

Der Mann mit den graumelierten Schläfen und dem energischen Kinn nahm den Hörer ab.

»Ja?«

»Mister Patrick, Sir«, meldete ihm die weibliche Stimme einer Angestellten.

»Schicken Sie ihn hoch.«

Es war vereinbart, daß er zunächst mit dem amerikanischen Verleger unter vier Augen konferieren würde. Eine Ausgabe der »Amazing Tales« war ihm rechtzeitig beschafft worden, und er hatte sich inzwischen einen Eindruck von der Qualität der Berichte und dem Gebotenen machen können.

Was darin über Telepathie, Jenseitsforschung, Telekinese, Teleportation, Magie, Astro-Archäologie, Ufologie und Okkultismus stand, klang oft mehr als unwahrscheinlich. Aber Henri-James of Dwellyn wußte aus eigener Erfahrung, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als der sogenannte »klare Menschenverstand« wahrhaben wollte.

Richard Patrick war ein angenehmer Besucher.

Die beiden Männer verstanden sich auf Anhieb.

Der Lord bot seinem Gast einen hauseigen gebrannten Whisky an, der entsprechend kostbar und einmalig war.

»Ich habe es Ihnen schon am Telefon gesagt«, brachte der Lord dann das Gespräch gleich in die gewünschte Richtung. »Eigentlich verwundert es mich, daß Sie Dwellyn-Castle mit in die Auswahl der interessantesten Spukschlösser Europa bringen wollen, Mister Patrick.«

»Was ist daran so verwunderlich?« entgegnete der Verleger. »Ich habe in einem Archiv Hinweise gefunden, daß es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert merkwürdige Erscheinungen auf Dwellyn-Castle gab.«

»Davon ist mir nichts bekannt.«

»Es sind zahlreiche Menschen verschwunden, von denen man nie wieder etwas gehört hat.«

»Unbewiesene Legenden«, schüttelte Henri-James Lord of Dwellyn den Kopf. »Wahr ist, daß die Pest im Schloß verheerend wütete und innerhalb weniger Stunden hundert Menschen dahinraffte. Die Krankheit ist noch einige Male aufgetreten, Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Aber von einem Schloßgespenst oder ähnlichem war nie die Rede.«

»Wohl aber von einer Kraft, die sich in den Mauern zeigte«, beharrte Richard Patrick auf seinem Standpunkt. »Wahrscheinlich sind Sie selbst nicht über gewisse Dinge informiert, so daß Sie das, was meine Leute aus alten Schriften und in Archiven und Bibliotheken ausgegraben haben, nicht wissen können. Andererseits aber verwundert es mich, daß Sie und Ihre Vorfahren sich seit dem 16. Jahrhundert beharrlich weigern, Dwellyn-Castle zu bewohnen.«

»Sie sind erstaunlich gut unterrichtet«, konnte der 16. Lord of Dwellyn sich die anerkennende Bemerkung nicht verkneifen.

»Wir recherchieren stets genau, ehe wir etwas in Angriff nehmen, Mylord… Es gibt auf Dwellyn-Castle ein Geheimnis, das die Familien von Dwellyn stets zu tarnen versucht haben. Das ist meine Meinung, bitte verstehen Sie mich nicht falsch… Das geschah gewiß nicht, um andere Menschen damit zu täuschen, sondern entsprang sicher einem sehr edlen Motiv: Leben zu erhalten…«

»Und wie kommen Sie darauf?«

Richard Patrick, einer der treuen Freunde Björn Hellmarks und Kenner des Phantastischen und Ungewöhnlichen, merkte die Spur von Unsicherheit in der Stimme seines Gegenüber.

»Ich habe die Familienchronik genau gelesen. Im Jahr 1237 ist auf Dwellyn-Castle etwas geschehen, was allgemein mit dem Ausbruch einer tödlichen Seuche in Verbindung gebracht wird. Ein ganzer Zweig der of Dwellyns wurde damals ausgerottet.

Fast ein halbes Jahrhundert stand das Schloß leer, ehe ein Bruder des ehemaligen Schloßbesitzers, ein Onkel der schönen Patricia of Dwellyn, aus der Ferne zurückkam, Raubritter und anderes Gesindel vertrieb und das Geschlecht der of Dwellyns neu erblühen ließ.

Aber so ganz froh wurde man sich des Lebens auf dem Castle nicht mehr.

Wieder verschwanden Menschen.

Der damalige Herr of Dwellyn ließ den gesamten Komplex

durchkämmen, weil er der Meinung war, daß noch irgendwelche Feinde in den weiträumigen, unterirdischen Verliesen und Katakomben versteckt lebten und durch einen Geheimgang ständig Zutritt zum Schloß hatten.

Ob er etwas fand, wurde nie geklärt.

Auffällig ist nur, daß das Schloß über lange Zeiträume hinweg nicht bewohnt wurde, daß seine Besitzer sich überall herumtrieben, auf anderen Schlössern zu finden waren und Dwellyn-Castle verwaisen ließen.

Nur kurze Zeit tauchten die Herren von Dwellyn manchmal auf und ließen Reparaturen durchführen, verließen aber das Castle wieder, ehe die Dunkelheit einbrach.«

Henri-James Lord of Dwellyn nickte bedächtig.

»Sie sind bestens informiert. Sie wissen mehr als ich.«

»Das scheint nur so, Mylord. Ich bin überzeugt davon, daß auch Sie die Familienchronik genau kennen und daß auch Sie einen Grund haben, außerhalb des Schlosses zu wohnen und zu leben. Es liegt ein Fluch über diesen Mauern, nicht wahr?«

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Die Finger des Lords schlossen sich fester um das Glas.

»Es gibt gewiß ein Geheimnis«, sagte er unvermittelt und mit gedämpfter Stimme. »Ein Geheimnis, das wir alle nicht kennen – und das der Grund dafür ist, daß die Herren von Dwellyn sich seit nunmehr dreihundert Jahren davor fürchten, ihren ständigen Wohnsitz dort einzunehmen.

Niemand weiß, was es ist, das die of Dwellyns seit jeher bedroht hat.

Auch ich weiß es nicht. Noch nicht… Aber ich denke und fühle anders als meine Vorfahren. Spätestens seit vorgestern weiß ich, daß es so nicht weitergehen kann.«

»Vorgestern, das war der Tag, an dem eine Touristin spurlos verschwand, nicht wahr?«

»Gibt es eigentlich etwas, Mister Patrick, das Sie nicht wissen?«

»Nun, es stand in allen Zeitungen.«

Der Lord nickte. »In den Boulevardblättern wurde sogar die These *von* einem gefährlichen Spuk aufgegriffen. Seitdem stehen unsere Telefone nicht mehr still. Wir werden mit Fragen bombardiert. Fremde Menschen wollen mehr wissen über den Geist von Dwellyn-Castle.«

»Genau so wie ich.«

»Ja. Und doch ist das etwas anderes… Ich habe bei Ihnen das Gefühl, daß es Ihnen wirklich ernst ist mit der Wahrheit.«

»Davon können Sie ausgehen.«

»Sie verfügen über ausgezeichnete Kontakte und Informationsquellen, habe ich den Eindruck gewonnen. Wissen Sie

vielleicht auch schon Näheres über die Verschwundene?«

»Ich kenne ihren Namen, weiß, welchem Beruf sie nachgeht, und woher sie stammt«, antwortete Richard Patrick ehrlich. »Die Polizei steht vor einem Rätsel. Sie war zuerst der Meinung, daß Miss Franklin sich in dem labyrinthähnlichen Gewölbe verlaufen hätte. Aber dann hätte man sie aufgrund der umfangreichen Suchaktion finden müssen.

Das war nicht der Fall. Nun geht man – logischerweise – davon aus, daß Miss Franklin möglicherweise einen Grund hatte unterzutauchen. Daß sie es gewissermaßen absichtlich tat und solange wartete, bis die anderen Teilnehmer an der Führung außerhalb ihres Blickfeldes waren. Unter dem Vorwand, noch ein paar Aufnahmen zu machen, hat sie sich von der Gruppe abgesetzt und ist dann vermutlich heimlich und in höchster Eile den Weg zurückgelaufen, den die Gruppe unter der Leitung des Fremdenführers zuvor gegangen war.«

»Eine erstaunliche Kombination. Aber so kann's nicht gewesen sein. Sämtliche Ausgange auf der anderen Seite des Schlosses waren gesperrt.«

»Nun, vielleicht hatte sie einen -Nachschlüssel?«

»Unwahrscheinlich.«

»Die Polizei geht aber von dieser Überlegung aus, Lord, wenn ich es recht betrachte.«

»Aber Sie glauben nicht daran, nicht wahr?«

»Woran ich glaube, ist unwichtig. Das interessiert niemand.«

»Sie haben Ihre eigene Theorie?«

»Wenn Sie mich so fragen, kann ich nicht anders als mit ›ja‹ antworten.

Ich vermute, daß mit Loretta Franklin das Gleiche geschah wie mit den anderen Menschen, die in den verschiedenen Jahrhunderten verschwunden sind.«

»Und haben Sie auch schon einen Verdacht, was für das Verschwinden unter Umständen in Frage kommt?«

»Vielleicht gibt es in Dwellyn-Castle eine bestimmte Stelle, wo die normalen Naturgesetze aufgehoben sind. Wie im berühmt-berüchtigten Bermuda-Dreieck zum Beispiel… überall in der Welt gibt es gewissermaßen ›Löcher‹, die in eine andere Dimension oder in eine andere Zeit führen. Wenn Sie die letzte Ausgabe von ›Amazing‹ gelesen haben, werden Sie über solche seltsamen Phänomene unterrichtet worden sein. Es war übrigens kein Zufall, daß ich Ihnen gerade diese Nummer zukommen ließ.

Ich wollte, daß Sie sich mit einer solchen Möglichkeit vertraut machen. Man weiß mit hundertprozentiger Gewißheit, daß Menschen auf Spaziergängen plötzlich verschwanden. Ihre Spuren hören mitten auf einem Feld oder einer Wiese auf. Sie schienen sich von dort in die

Luft erhoben zu haben. Jährlich verschwinden überall auf der Welt einige hundert Menschen, deren Spuren nicht auffindbar sind.

Leute gehen morgens zur Arbeit, steigen in ihren Wagen – und kommen nie an ihrem Ziel an. Das Fahrzeug wird meistens am Straßenrand herrenlos aufgefunden.«

»Interessant, was Sie da berichten.«

»Auch solche Dinge gehören zu unserem Leben. Selbst wenn wir sie nicht wahrhaben wollen.«

»Vielleicht wäre das wirklich ein Weg zu einer Erklärung… der Sturz in eine andere Dimension! Nicht mehr die Möglichkeit zu haben, zurückzukehren… Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, Mister Patrick. Was ich Ihnen jetzt sage, wurde bisher immer nur mündlich in unserer Familie weitergegeben. Sie finden darüber nichts in Aufzeichnungen. Daran, daß ich es Ihnen sage, können Sie ermessen, wie sehr ich Ihnen vertraue.«

»Ich werde mich bemühen, dieses Vertrauen nicht zu enttäuschen.«

»Sie haben vorhin selbst das Jahr 1237 angeschnitten… ein schwarzes Jahr in der Geschichte von Dwellyn-Castle. Damals verschwanden alle Bewohner, Diener und eine Gesellschaft, die aus rund hundertfünfzig Menschen bestand. Es wird immer wieder behauptet, daß die Pest Bewohner und Besucher hingerafft hätte, daß die Knochen in den Verliesen Überreste jener Menschen von damals seien.

Das stimmt nicht.

Die Knochen, die man heute besichtigen kann, stammen aus unterschiedlichen Epochen und sind wesentlich jünger.

Es sind die Skelette von Wegelagerern, Raubrittern, von Feinden, die das Castle stürmten und besiegt wurden.

Damals – 1237 – verschwand alles, was lebte. Spurlos… man hat auch nie Knochen gefunden.«

»Fast habe ich mir schon so etwas Ähnliches gedacht«, murmelte Richard Patrick nachdenklich. »Um so wichtiger wäre es, endlich – nach all den Jahrhunderten des Nichtstuns – etwas zu unternehmen.«

»Wir sind bereits dabei. Mein Sohn und ich. Seit dem Besuch der Polizei versuchen wir auf eigene Faust, Licht ins Dunkel zu bringen. Und hätten Sie sich zufällig nicht für den heutigen Abend angemeldet, wäre ich jetzt garantiert nicht hier, sondern – bei meinem Sohn.«

»Und wo ist Ihr Sohn?«

»Drüben im Castle. Ihm läßt das Geschehen keine Ruhe. Er will das Geheimnis lüften.« Mit diesen Worten wandte Henri-James Lord of Dwellyn sich ab und ging an seinen Schreibtisch zurück. Er öffnete die mittlere Schublade und nahm etwas Längliches, Schwarzes heraus.

Ein Funksprechgerät.

»Mein Sohn ist mit dem gleichen Gerät ausgestattet. Wir wollten

miteinander in Verbindung bleiben. Ich werde ihn jetzt anrufen und ihm mitteilen, daß ich nicht allein komme, sondern jemand mitbringen werde. Ich nehme an, daß Sie Ihre beiden Begleiter auch gern mitnehmen möchten?«

»Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben.«

»Nein. Jetzt nicht mehr. Ich glaube sogar, daß es richtig ist, der Sache endlich mal unter anderen Vorzeichen auf den Grund zu gehen. Siebenhundert Jahre Untätigkeit ist wirklich eine lange Zeit.« Er schaltete das Funksprechgerät ein. »Hallo, Brian… bitte melde dich.«

Er schaltete auf Empfang.

Nur ein leises Rauschen war zu hören.

Zehn Sekunden vergingen, zwanzig…

Henri-James Lord of Dwellyn rief seinen Sohn drüben im Castle ein zweites und drittes Mal.

»Er meldet sich nicht!« stieß der Mann dann hervor, und seine Hände zitterten. »Da ist etwas… passiert…«

*

»Ich glaube, er kommt zu sich«, sagte eine kühl klingende, fremde Stimme.

»War auch höchste Zeit«, war eine zweite zu vernehmen. »Ich fürchtete schon, er würde es überhaupt nicht mehr schaffen… ich hatte wohl zu hoch dosiert.«

»Das hätte uns gerade noch gefehlt«, machte sich die Stimme des ersten Sprechers wieder bemerkbar. »Dann wäre der ganze Aufwand umsonst gewesen.«

»Sterben wird er sowieso.«

»Aber jetzt noch nicht. Erst muß er uns mitteilen, was er weiß…«

Ging es um ihn?

Doc Shadow vernahm das Zwiegespräch wie durch Watte.

Wo befand er sich? Was war geschehen?

»Hallo!« wurde er angerufen, und dann fühlte er einen Tritt in die Seite. »Zeit zum Aufstehen. Wir wollen ein paar Worte mit Ihnen reden, Addams.«

Addams? Wieso wurde er mit diesem Namen angesprochen?

Shawn Addams war tot. »Er« war Shawn Addams…

Sein Sterben damals nur ein Traum?

Ein Traum auch nur die Begegnung mit Björn Hellmark, dem Herrn der unsichtbaren Insel Marlos? Ebenfalls ein Traum der Körper- und Seelentausch?

Doc Shadow hatte das Gefühl, als würde Blei statt Blut durch seine Adern fließen. Das Denken fiel ihm entsetzlich schwer.

»Na, sollen wir erst einen Kübel Wasser über Ihnen ausleeren –

oder geht's auch ohne?« fragte der erste Sprecher wieder spöttisch.

Wieder spürte Shadow den Stoß zwischen seinen Rippen.

Nein, er träumte nicht: Der Schmerz war echt.

Alles, was er eben noch gedacht hatte, war wirklich geschehen.

Realität war seine Rückkehr aus dem Schattenreich, Realität der Körpertausch. Er lebte wieder in einem fremden Körper und hatte für diesen Verantwortung zu tragen.

Der Überfall der Dämonen im Central-Park! Alles war so schnell gegangen. Im ersten Moment hatte es so ausgesehen, als würden die unheimlichen Geschöpfe aus der Welt der Finsternis die Oberhand gewinnen. Es waren einfach zuviele gewesen. Aber dann hatte er die Dämonenmaske greifen und sie über das Gesicht ziehen können. Blitzartig war die Zahl seiner Angreifer im wahrsten Sinn des Wortes zusammengeschrumpft.

Sie waren geplatzt wie Ballons, in die man eine Nadel sticht.

Aber dann war etwas geschehen, an das Shadow sich nur unvollständig erinnern konnte.

Aus den Augenwinkeln noch hatte er die beiden Gestalten aus den Büschen kommen sehen.

Er hatte sie angeblickt. Mit der Dämonenmaske.

Aber auf die – hatten die beiden nicht reagiert. Sie waren keine Dämonen, keine Abgesandten und Boten Rha-Ta-N'mys.

Menschen aus Fleisch und Blut reagierten unter Umständen mit einem Schreck auf den Anblick der Maske, weil sie so makaber aussah. Aber anhaben konnte sie ihnen nichts.

»Omegas«, murmelte Shadow noch halb benommen.

Leises und unangenehm klingendes Lachen war zu hören.

»Noch funktionieren seine Sehnerven nicht richtig, aber er hat uns schon erkannt«, bemerkte der Mann, dessen Stimme Doc Shadow zuerst vernommen hatte, als die Bewußtlosigkeit langsam zu weichen begann. »Er hat eine Nase, mit der er uns aufspürt.«

Die dunklen Schleier vor Shadow lockerten sich weiter.

Zuerst sah er eine nackte Glühbirne, die an einem schwarzen Kabel über ihm an der Decke hing. Dann beugte sich von der Seite her ein Gesicht über ihn.

Es war breitflächig, mit dunkelblonden, dichten Augenbrauen und einem schmalen Lippenbärtchen versehen.

Der Mann grinste.

»Daß du weißt, wer wir sind, ändert nichts an deinem Zustand«, sagte er hart.

»Wie seid ihr dahintergekommen?« stieß Shadow hervor und versuchte sich im gleichen Augenblick ruckartig zu erheben. Es gab ihm einen Stich in den Rücken.

»In unseren Kreisen – gerade in der neueren Zeit – werden

lebenswichtige Informationen oft schnell weitergegeben«, fuhr der Blonde mit dem Bärtchen fort und ging in die Hocke.

Shadow lag auf kaltem Steinboden, und rauhe Mauerwände umgaben ihn.

Er sah vor sich in der Wand den linken Rahmen eines winzigen, vergitterten Fensters, vor dem Kisten gestapelt waren.

Dies hier war eine Art Lagerraum.

Insgesamt drei Personen hielten sich darin auf.

Doc Shadow – in Hellmarks Körper – und die beiden Menschen mit den »Omega-Seelen«. Daß sie Fremde waren, sah man ihnen nicht an.

Nur Shadow konnte sie registrieren und spürte jene besondere Ausstrahlung, die ihnen eigen war.

Er verhielt einen Fluch und war hilflos wie ein Kind. Sie hatten ihm mit starken Nylonschnüren die Hände auf den Rücken und die Beine gebunden.

»Überall in der Welt, Shadow, werden die Andersdenkenden beobachtet. Der Arm der Dämonengöttin reicht weit.

Als euer Treffen im Park stattfand, war ein niederer Dämon in eurer Nähe. Weitere herbeizurufen, war für ihn kein Problem. Und das tat er, als er erkannte, worum es ging.

Ein Zufall war, daß wir beide unweit des Parks gerade ein Gespräch miteinander führten und in einem Auto saßen. Wie du für uns eine Antenne hast, Shadow«, sagte der mit dem Lippenbärtchen kühl, »so haben wir eine für unsere Freunde – die Dämonen und Männer in Schwarz.«

Shadow war wie elektrisiert.

Er wußte durch Björn Hellmark alles über dessen Feinde.

Die Männer in Schwarz hatten ihm den Tod geschworen, weil er begonnen hatte, in ihrem geheimnisvollen Dasein zu forschen.

Welche Verbindungen gab es zwischen den Menschen mit den »Omega-Seelen« und den rätselhaften Men in Black, die schon so oft auf gefährliche und tödliche Weise in die Geschicke und Geschichte der Menschheit eingegriffen hatten?

Shadow stellte die Fragen halblaut.

»Wir tauschen von Fall zu Fall unsere Gedanken aus«, bekam er zu hören. Diesmal sprach der andere, der einen Kopf kleiner war als der vorige Sprecher und auch um einige Jahre älter. Er hatte dunkles Haar, ein stoppelbärtiges Kinn und machte einen ungepflegten Eindruck. »Dabei machen wir gemeinsam seltsame Entdeckungen. Zum Beispiel so etwas wie dich… Unsere Kommunikation mit allen, die der Dämonengöttin nahestehen oder – wie die Männer in Schwarz – zumindest ein ähnliches Ziel verfolgen, ist sehr gut.

Wir erfuhren durch die Dämonen vom Körpertausch zwischen dir und dem Mann, der Björn Hellmark ist. Drei Men in Black erfuhren

wiederum durch uns von Björn Hellmark, und sie tauchten auf. Sie waren uns behilflich, dich, der du jetzt den Körper Hellmarks besitzt, fortzuschaffen, ehe seine Freunde wieder auftauchten. Die Men in Black haben da ihre eigenen Methoden, schnell zu kommen und ebenso schnell wieder unterzutauchen. Manchmal sieht man noch die Autos, die sie fahren, manchmal hört man sie auch noch… Aber das Ziel, das sie ansteuern, ist bis zum heutigen Tag nicht bekannt geworden. Und wenn einer es herausgefunden hat, hatte er keine Gelegenheit mehr, es einem Außenstehenden mitzuteilen. Du siehst, daß Neugier bei Dingen, die einen nichts angehen, noch nie gut war. Sie ist auch in deinem Fall schädlich. Hätten die Men in Black Interesse an dir gehabt, gäbe es dich höchstwahrscheinlich schon nicht mehr. Aber du bist nicht wirklich Hellmark – nur seine Hülle. Du bist Doc Shadow… Und damit sind wir zuständig für dich. Ich nehme an, daß du die Wirkung der Betäubungsspritze, die wir dir verabreicht haben, nun überwunden hast.«

»Damit bist du in der Lage«, schaltete der andere sich wieder ein, »unseren Ausführungen zu folgen und auf unsere Fragen Antwort zu geben.«

»Wenn ich will«, stieß Shadow hervor. Diese Bemerkung trug ihm einen Tritt in die Seite ein, daß er schmerzhaft zusammenfuhr.

»Wenn wir wollen«, zischte der mit dem Lippenbart. »Und wenn es uns paßt, dann machen wir dich fertig. Wir haben den Auftrag, die Wahrheit aus dir zu prügeln, wenn es sein muß.«

»Genau«, meinte der Ältere, Ungepflegte und grinste. »Alles, was du über die ›Omegas‹ weißt und weitergegeben hast, wollen wir von dir erfahren. Vor allem Namen. Mit wem hast du über uns gesprochen? Wer alles weiß von unserer Gegenwart auf der Erde?«

»Kaum jemand.«

Da wurde er von zwei kräftigen Händen gepackt und emporgerissen.

»Namen, Shadow!«

Er konnte sich nicht zur Wehr setzen und wurde an die Wand gepreßt. Nun zeigte sich intensiver als zuvor, daß er nicht der wirkliche Hellmark war.

Er konnte sich nicht mit Hilfe seines Doppelkörpers nach Marlos versetzen. Diese Fähigkeit beherrschte der nur, der wirklich in diesen Körper gehörte, und mit der entsprechenden Seele und dem dazugehörigen Geist eine Einheit bildete.

Er war seinen Widersachern gnadenlos ausgeliefert. Zwar verfügte er über Hellmarks Körperkräfte und hätte es auch riskiert, es mit beiden Gegnern gleichzeitig aufzunehmen, doch durch die Fesseln wurde ihm diese Möglichkeit genommen.

»Die ihr gesehen habt«, sagte er gepreßt. »Aber sie haben kein

Interesse an euch.«

»Erzähl' das einer Amme – aber nicht uns«, maulte der Blonde mit dem Lippenbart.

»Ich bin es, der euch auf der Spur ist«, sagte Doc Shadow. »Die anderen haben nichts damit zu tun.«

»Aber auch über die anderen wollen wir etwas wissen«, bemerkte der Ältere. »Die Men in Black haben uns einen Gefallen getan, nun sind wir an der Reihe. Eine Hand wäscht die andere, so ist das nun mal auf dieser Welt. Man erwartet von uns ein paar Informationen – und die werden wir weitergeben. Und dann kommt das spezielle ›Omega-Thema‹.«

Shadow schalt sich im stillen einen Narren. In seinem Geist war nach seinem Tod die Erinnerung an damals erwacht. Sehr viel hatte er im Verlauf seines ersten Lebens über die Menschen mit den »Omega-Seelen« zusammengetragen. Das Mosaik war fast vollständig. Nun fehlte ihm nur noch ein entscheidendes Teilstück. Dies hatte er sich im Körper von Hellmark beschaffen wollen.

Wer wußte, woher die fremden, menschenfeindlichen Seelen kamen, der konnte das Übel an der Wurzel packen. Und diese Gefahr hatten eindeutig die »Omegas« erkannt.

Sie, die falschen »Menschen« der letzten Tage, wollten nicht, daß quasi im letzten Augenblick ihre Felle davonschwammen.

Zeit gewinnen!

Dies war zunächst das Gebot der Stunde.

Er hatte Freunde im Hintergrund, Menschen, denen das Wohl dieses nur ihm »geliehenen« Körpers sehr am Herzen lag. Sie würden alles daransetzen, ihn zu finden. Wenn es Spuren gab, die auf seinen jetzigen Aufenthaltsort hinwiesen, dann würden sie ihn auch finden. Aber er mußte ihnen Zeit lassen.

Er wußte nicht, wieviel Zeit seit seiner Ankunft in diesem Kellerraum schon vergangen war.

Er gab ausweichende Antworten. Die bewirkten, daß seine Gegner nachfassen mußten. Damit erreichte er den gewünschten Effekt.

Aber die Zeit, die ihm dabei zur Verfügung stand, war trotzdem zu kurz.

Das seltsame Verhör wurde plötzlich abgebrochen.

Beide Männer wirkten plötzlich verändert und lauschten in sich hinein, als hätten sie plötzlich einen geheimnisvollen Befehl aus dem Unsichtbaren erhalten.

»Okay, nehmen wir ihn also mit«, reagierte gleich darauf der Mann mit dem schmalen Lippenbart, und er schien etwas fortzusetzen, was eben auf geheimnisvolle Weise entschieden worden war, ohne daß Doc Shadow akustisch davon etwas mitbekommen hätte.

Der Blonde faßte ihn scharf ins Auge.

»Es war immer dein Wunsch, Maronn kennenzulernen, wie du selbst eingestanden hast«, fuhr er zu sprechen fort. »Nun hast du die Gelegenheit, Shadow. Wir wurden soeben aufgefordert, unseren Fang vorzustellen. Offenbar bist du gewichtiger, als man dich zunächst eingeschätzt hat. Wir stellen unseren persönlichen Wunsch, dir einen Denkzettel zu versetzen, hintenan, weil es im Interesse des Ganzen ist. Und das ist wichtiger. Aber mach dir keine Hoffnungen, Shadow. Wer mal nach Maronn kommt, für den gibt's keine Rückkehr mehr. So dumm darfst du uns nicht halten. Was du in Maronn siehst und erfährst, wird ein für allemal dein Geheimnis bleiben, das du mit ins Grab nimmst. Unser Herrscher, der hohe Führer, der die Entscheidungen für Maronn zu treffen hat, will dich persönlich kennenlernen.«

Spätestens in dieser Sekunde erhielt Shadow den endgültigen Beweis für seine These, daß zwischen den Menschen mit den »Omega-Seelen« so etwas wie ein Kollektiv-Bewußtsein oder eine ständige geistige Verbindung bestand. Über welche Entfernungen hinweg diese Verbindung aufrecht erhalten wurde, ob möglicherweise rund um den ganzen Erdball, das allerdings erfuhr er auch jetzt noch nicht.

Zwei, drei Minuten vergingen...

Einer seiner beiden Widersacher verließ den Lagerraum.

Shadow hörte, wie im Korridor die Schritte des Davongehenden verhallten.

Nach fünf Minuten kehrte er zurück.

Wieder verständigten sich die beiden Männer wortlos mit einem Blick.

»Komm', Shadow!« Der Angesprochene erhielt einen Stoß in die Rippen, daß er nach vorn taumelte. Der Ungepflegte mit den abgewetzten Bluejeans und dem Rollkragen-Pulli fing ihn auf und ließ ihn wie einen Mehlsack über die Schulter fallen. »Wir machen einen kleinen Spaziergang.«

Shadow wurde ein schmutziges Tuch zwischen die Lippen geschoben.

»Nur zur allgemeinen Sicherheit«, sagte der mit dem Lippenbart, der offensichtlich eine höhere Rangordnung bei den »Omegas« einnahm als der andere. Er hatte sich meistens zum Sprecher gemacht. »Schreien hat keinen Sinn. Hier draußen im Hafen gibt's zuviele Geräusche, und keiner hört dich.«

Im Hafenviertel also war er gefangengehalten worden. Das war gar nicht so weit vom Central-Park entfernt.

Es ging eine steile, gewundene Treppe nach oben.

Dann stieß der Mann, der ihn trug, mit dem Fuß eine wackelige Tür auf.

Feuchte Luft schlug Shadow ins Gesicht.

Vom Wasser her wehte auffrischender Wind.

Tageslicht!

Es war längst Morgen. Er mußte durch die überdosierte Betäubungsspritze die ganze Nacht in dem feuchten Keller gelegen haben.

Die Wirklichkeit erfuhr er wenig später.

Er hatte noch viel länger bewußtlos gelegen, als er zunächst glaubte.

Es war nicht Morgen, sondern Spätnachmittag!

»In wenigen Minuten ist Schichtwechsel im Hafen«, erfuhr er von dem Blonden mit der »Omega-Seele«. »Noch eine Viertelstunde bis vier Uhr…«

Shadow atmete schneller und merkte, wie sein Puls zu rasen begann.

Gestern abend, Punkt neun, war der Tausch erfolgt. Demnach hatte er noch genau sieben Stunden und fünfzehn Minuten Zeit, um in Hellmarks Körper zu agieren und dann den Geist dieses Mannes zurückzurufen.

Drei Sekunden spielte Shadow mit dem Gedanken, schon jetzt den Ruf ins Schattenreich zu tun, um den entwichenen Geist aus den dortigen Gefilden zu locken.

Das Dumme dabei war, daß er nur den Wechsel vollziehen konnte, ohne im gleichen Augenblick dem anderen Geist davon Mitteilung machen zu können, in welcher Situation sich der betreffende Körper befand.

Hellmark würde in fremder Umgebung erwachen und durch sein Verhalten möglicherweise einen nicht wiedergutzumachenden Fehler begehen…

Sieben Stunden konnten viel, aber auch wenig sein.

Shadow wollte noch abwarten und sehen, was sie mit ihm vorhatten.

Das geheimnisvolle Maronn war erwähnt worden… Ein Wunschtraum konnte in Erfüllung gehen, vorausgesetzt, daß er ihn er- und überlebte.

Noch sieben Stunden Zeit…

Er mußte das Beste daraus machen, vor allen Dingen verhindern, daß er erneut mit einem Betäubungsmittel in Berührung kam, das eine so durchschlagende, langdauernde Wirkung hatte.

Die Zeitspanne durfte nicht mehr als vierundzwanzig Stunden betragen. Danach war dem Geist Björn Hellmarks eine Rückkehr in seinen Körper nicht mehr möglich.

Wenn der Zeitpunkt verpaßt war – gleich aus welchem Grund auch immer – würde Hellmarks Geist für alle Zeiten im Schattenreich gefangen bleiben.

Gerade als Doc Shadow diese Gedanken durch den Kopf gingen, sah er in der Hand des Blonden eine Spritze auftauchen.

Shadows Augen weiteten sich.

Da bohrte sich die Injektionsnadel auch schon in seinen Arm, und er fühlte einen kurzen, heftigen Schmerz.

Drei Sekunden später wußte er schon nichts mehr von sich.

Sein Kopf sank augenblicklich nach vorn. Der Mann mit der Spritze nahm ihm das schmutzige Tuch aus dem Mund und warf es achtlos auf den Boden.

Das Haus unweit des Hafenbeckens stand zwischen einer alten und einer neuen Lagerhalle, hatte offenbar Hafenarbeitern eine Zeitlang als Unterkunft gedient, ehe es wegen Baufälligkeit geschlossen worden war.

Genau auf dieses Haus rollte jetzt der weiße Amublanzwagen mit dem weithin sichtbaren roten Kreuz zu.

In dem Fahrzeug saßen zwei Sanitäter.

Der Wagen rollte auf.

Der Beifahrer und der Blonde, der dem Gefesselten die Betäubungsspritze gegeben hatte, öffneten die Hintertür des Fahrzeuges.

Auf der eingelassenen Schiene wurde die Bahre nach vorn gezogen und Shadow darauf gelegt.

Der Blonde nahm auf dem Notsitz neben dem Betäubten Platz. Die Tür flog ins Schloß.

Der Krankenwagen jagte mit Sirenengeheul und Rotlicht aus dem Hafengebiet auf die Straße und wurde gleich darauf von stoppenden Autos auf die Hauptverkehrsstraße gelassen.

Der Ungepflegte »Omega-Mann« blickte dem entschwindenden Fahrzeug nach, schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Gierig inhalierte er und ging dann ein paar Schritte auf die gegenüberliegende Halle zu. Dort stand zwischen anderen parkenden Fahrzeugen auch ein New Yorker Taxi.

Der Mann mit der »Omega-Seele« setzte sich ans Steuer, startete den Wagen und fuhr ab.

Er war Taxifahrer von Beruf, und die kurz bevorstehende New Yorker Rush-hour versprach wieder einige Hektik und viel Arbeit. Die aus Betrieben, Büros und Geschäften drängenden Menschen wollten so schnell wie möglich nach Hause.

Daß es ein Mensch mit einer »Omega-Seele« war, mit dem sie fuhren, wußte kein einziger Fahrgast, denn »Omega-Menschen« unterschieden sich äußerlich nicht von anderen Zeitgenossen. Und in die Seele – konnte niemand blicken…

*

Durch den dichten Verkehr der New Yorker Ausfall-Straße bahnte sich mit Rotlicht und Sirenengeheul ein Ambulanzwagen seinen Weg.

Er kam trotzdem nur schleppend voran.

Das Fahrzeug erreichte zwanzig Minuten später den Flughafen und fuhr in die Region, wo die kleineren Privat- und Chartermaschinen standen.

Eine zweimotorige Maschine wartete aufgetankt und startbereit vor Hangar B.

Zwei Männer in grünen Overalls nahmen den Krankenwagen in Empfang, der ohne jegliche Formalitäten auf das Flugplatzgelände fahren durfte.

Alles war vorbereitet.

Die Menschen mit der »Omega-Seele« hatten sich auf ihre geheimnisvolle, lautlose Art der Kommunikation bereits untereinander verständigt.

Alles klappte wie am Schnürchen. Ein Rad griff ins andere, und nur die Personen, die für dieses Unternehmen gebraucht wurden, waren zur Stelle. Keiner zu wenig, keiner zuviel.

Wie bei einer gut funktionierenden Geheimorganisation ging alles über die Bühne.

Die Bahre mit dem Betäubten wurde in die bereitstehende Maschine getragen, der Ambulanzwagen entfernte sich.

Menschen verrichteten hier – für alle, die es beobachten konnten – ihren normalen Dienst.

Aber der Eindruck täuschte.

In Wirklichkeit wurde hier einem angeblich Kranken keine Hilfe zuteil, sondern hier wurde jemand für das Sterben vorbereitet.

Eine Gruppe Verschworener arbeitete zusammen.

Der Blonde mit dem Lippenbärtchen suchte die Maschine auf, die wenige Minuten Starterlaubnis erhielt.

Der Mann, der im Keller des baufälligen Wohnhauses die »Wahrheit« aus Doc Shadow herauszubekommen versuchte, begleitete auch diesen »Krankentransport« wieder.

Ein Ruf aus Maronn hatte ihn erreicht.

Ihm folgte er bedingungslos.

Die Maschine stieg auf, wendete in einer weiträumigen Kurve und flog dann in nordöstlicher Richtung davon.

Richtung Connecticut nach Middlesex.

Als Flugziel war die Stadt Middletown angegeben. Sie lag rund dreißig Meilen nördlich der kleinen Stadt Huddam, wo in der vergangenen Nacht ein junges Mädchen namens Leila Philips ihren Freund mit einem Brieföffner erstochen hatte…

*

»Ich kenne hier jeden Winkel«, empfing Björn Hellmarks Geist die Ausführungen eines anderen Geistes, der sich ihm als Jerome Lord of Belbrook zu erkennen gegeben hatte.

Hellmarks Bewußtsein, das in einer seinem Körper entsprechenden und für ihn erkennbaren Aura eingeschlossen war, glitt durch ein Gefilde besonderer Art. Es unterschied sich von der Region, in die er unmittelbar nach dem Körpertausch eingedrungen war.

Er war nicht mehr von der eigenartigen düsteren Sphäre umgeben. Die Dunkelheit war aufgelockert, und er nahm verschwommen wie hinter einer angelaufenen Scheibe die Umrisse von mächtigen Mauern, endlosen Korridoren und Durchlässen wahr.

»Dwellyn-Castle…«, die »Stimme« des Unsichtbaren klang fast andächtig. Hellmark empfing eine gewisse Wehmut, die er deutlich empfand. »Mein einstiges Zuhause… jetzt bin ich nichts weiter als ein Geist, der aus dem Unsichtbaren schwach die Umrisse der alten Mauern wahrnehmen kann. Leere Kammern, Gänge und Säle… Hier herrschte einst Leben. Bis in jener verfluchten Nacht, als der Teufel uns seine Macht spüren ließ… In diesen Gewölben…«

Während Björn die Gedanken des anderen erfaßte, veränderte sich erneut seine Umgebung, denn die Korridore und Gewölbe, die der Geist des toten Jerome Lord of Belbrook ihm zeigen wollte, wurden ihnen im gleichen Augenblick zugänglich.

»… hörte ich zuletzt ihre Stimmen«, fuhr der Geist aus der Vergangenheit fort. »Ich weiß bis heute noch nicht, ob Patricia, meine geliebte Patricia, den gleichen Weg ging wie die anderen… er muß sie in eine andere Welt entführt haben… in die gleiche Welt wie mich… und doch kann das nicht sein. Denn jeder kann jeden in dieser Sphäre kraft seiner Gedanken aufspüren und mit ihm Kontakt aufnehmen. So, wie ich mit dir Kontakt aufgenommen habe… Aber ich habe Patricia und die Freunde jener Nacht nie gefunden… Der unheimliche Magier, der etwas von den ›Omega-Seelen‹ wußte, muß sie in eine andere Dimension entführt haben, hat mich wohl absichtlich in die Irre geleitet. Aber warum? Ich verstehe den Sinn des Ganzen nicht?«

»Ich verstehe ihn auch nicht… Aber nichts geschieht ohne Sinn, weder in der Welt der Körperhaften noch der Körperlosen… Vielleicht aber läßt sich auch jetzt nach dieser langen Zeit noch eine Antwort auf die Fragen finden. Sehen wir uns alles an… erklär' mir alles über das Schloß… über die Menschen, die darin verkehrt sind…«

Er unterbrach sich abrupt.

Plötzlich sah er Menschen!

Sie kamen aus dem Nebel, der scheinbar alles einhüllte und auch die Wände und Gewölbe ringsum seltsam weich und wabbelig

erscheinen ließ.

Die Menschen bewegten sich in einem befremdlichen Rhythmus und schienen ebenso zu schwanken wie die ganze Sphäre, in der sie sich aufhielten.

Björn Hellmark begriff.

Er erfaßte Dinge in der normalen Welt mit einem anderen Sinn als seinen Augen und seinen Ohren.

Er sah und hörte, auch das, was die Ankömmlinge sprachen, klang verzerrt und schien nur sehr schwerfällig und zäh über die Grenzen vom Diesseits ins Jenseits zu dringen.

Es handelte sich um vier Personen.

Sie hielten sich dicht beisammen. Jeder trug eine Taschenlampe bei sich, deren Schein schwach und funzelig war. Hellmark hatte das Gefühl, als würde der Lichtkegel langsam aus dem Kopf der Taschenlampe wachsen.

Das Licht wanderte wie ein flaches, kriechendes Wesen über die rauhen, feucht schimmernden Quadersteine. Die Gesichter der Personen, die die Korridore suchend durchstreiften, wirkten maskenhaft starr.

»B-r-i-a-n!« dröhnte einlanganhaltendes Echo durch das unterirdische Labyrinth. »H-a-l-l-o? A-n-t-w-o-r-t-e!«

Nach dem Verklingen des Echos kehrte eine unheimliche Stille ein.

»Oben ist er nicht… hier unten hält er sich auch nicht auf… Mister Patrick… ich fürchte, daß er uns keine Antwort mehr geben kann.«

Björn Hellmarks Geist begann zu fiebern.

Mister Patrick?

»Rich?« wisperte es in ihm. »Bist du es, Rich?«

Er konnte nicht sprechen, obwohl es ihm so vorkam, als würde er die »Worte« laut aussprechen.

War der Mister Patrick, den der große Mann mit Namen angesprochen hatte, nur eine zufällige Namensgleichheit?

Er sah sich das Gesicht näher an – und wußte, daß er sich dem Freund gegenüberbefand!

»Was hatte er vor, Mylord?«

Da war Richard Patricks Stimme zu hören.

Björn Hellmarks Geist befand sich ganz nahe dem Verleger, der seine zwei Begleiter mitgebracht hatte, und aus dem Gesprochenen erfuhr er, was hier vorging und weshalb die Männer gekommen waren.

Dwellyn-Castle war ein Spuk-Schloß, auch wenn dies in der Öffentlichkeit nicht allgemein bekannt war.

»Verfolgte er einen bestimmten Weg, eine Spur?« fuhr Richard Patrick fort »Gibt es irgend etwas, Mylord, das Sie uns verschwiegen haben?«

»Nein, Mister Patrick… Ich habe offen zu Ihnen gesprochen. Brian wollte noch mal alles durchgehen. Er dachte zum Schluß, wie die Polizei dachte und war überzeugt, daß Loretta Franklin sich durch einen Trick und in bestimmter Absicht davongestohlen hatte.«

»Daran wiederum glaube ich nicht... Seien wir auf der Hut.« Der Amerikaner wandte sich auch an seine beiden Begleiter, einen Autor und einen Fotografen, der seine Kamera schußbereit hielt. Die Männer hatten schon einige Erfahrung mit übersinnlichen Phänomenen und dementsprechende Erlebnisse hinter sich.

Aber diesmal merkte man ihnen die Spannung an, unter der sie standen. Sie fühlten sich sichtlich unbehaglich und schienen zu fühlen, daß etwas in der Nähe war, das sie belauerte.

Da war auch etwas… der Geist von Björn Hellmark und Jerome Lord of Belbrook…

Aber sie hielten sich im Unsichtbaren auf, konnten die Geister-Sphäre, das Reich der Schatten, nicht verlassen. Sie selbst konnten jedoch alles verfolgen, was dort in der Welt des Sichtbaren passierte.

In dem Moment, als die vier Männer im Korridor auftauchten, wo vor mehr als siebenhundert Jahren Jerome Lord of Belbrook als letztes Opfer von dem unheimlichen Magier geführt worden war, passierte plötzlich eine ganze Menge.

Unerwartet traf es sie alle.

Björn und der Geist Jeromes of Belbrook erkannten es zuerst.

Die Mauern, die sie nach Art der Geister durchstoßen konnten und die keinen Widerstand für sie darstellten, verdoppelten sich plötzlich.

Björn Hellmark hatte das Gefühl, als stimme etwas mit seiner Wahrnehmung nicht mehr.

Doppelte Linien, als würde er durch eine verzerrende Brille sehen, liefen parallel zu den Kanten und Ecken, waren auch farblich verändert und nicht mehr deckungsgleich, wie man es aus Bildheften kannte, die für das Betrachten mit Spezialbrillen gedruckt waren, um einen 3-D-Effekt zu erzeugen.

Gefahr!

Björn und sein Begleiter erfaßten dieses Gefühl sofort.

»Flieht!« schrie es in Hellmark, und die Aufforderung galt den vier Ahnungslosen, die mitten in dem durch Taschenlampen erhellten, unterirdischen Korridor von Dwellyn-Castle standen und die aus einem anderen Bereich des Unsichtbaren kommende Gefahr nicht bemerkt hatten.

Aber der »Warnschrei« aus dem Jenseits kam auf der anderen Seite nicht an!

Hellmarks Astralleib schnellte nach vorn, direkt auf den Freund und dessen Begleiter zu.

Auch das merkten sie nicht. Nicht mal ein Luftzug war zu spüren.

Dafür erkannten die vier Anwesenden etwas anderes.

»Heh, Rich«, wunderte sich der Mann mit der Fotoausrüstung, »was ist denn da los? Schau dir mal die Wand an… die gab's doch eben noch nicht?!«

Quer zum Gang baute sich die Mauer auf, war für die Anwesenden ebenso erkennbar und fühlbar wie die anderen Wände, zwischen denen sie sich bewegten.

»Eine Falle…«

Wer es rief, ließ sich nicht feststellen, denn nun ging es Schlag auf Schlag.

Aus den Wänden, die es zuvor nicht gegeben hatte, ragten Hände, bleiche, lange Finger, von einer dünnen, fahlen, pergamentartigen Haut überzogen.

Mehrere gespenstisch aussehende Gestalten tauchten in den neu entstandenen Mauern auf und griffen nach den Menschen, die zu entkommen versuchten.

Henri-James Lord of Dwellyn ging zu Boden.

Björn Hellmarks Geist und der seines Begleiters nahmen die Dinge aus nächster Nähe wahr und waren mitten drin im Geschehen, ohne jedoch eingreifen zu können.

Der derzeitige Besitzer von Dwellyn-Castle wurde von den Mumienhänden in die Mauer gezogen, sein Schrei hallte noch durch die düsteren, unterirdischen Gänge, als er schon längst verschwunden war.

Der Fotograf und der Reporter schlugen um sich.

Sie wollten sich dem Zugriff entziehen.

Richard Patrick warf sich nach vorn.

»Hierher!« brüllte er und griff nach den Begleitern.

Björn Hellmarks beobachtender Geist wußte, was der Freund damit bezwecken wollte.

Rich war lange genug auf der Insel Marlos gewesen. Damit verfügte er über die Fähigkeit, sich von jedem Punkt der Welt aus nach dort zurückversetzen zu können, wenn ihm beispielsweise Gefahr drohte.

Und das war hier der Fall!

Richard Patrick griff nach den beiden Männern, die von ihm weggerissen wurden und schon zur Hälfte in den Geistermauern steckten.

Da tauchte aus einer anderen Mauer an seiner Seite ein Gespenst auf.

Es war ein Mittelding zwischen Skelett und Mumie.

Dünne, vertrocknete und bleiche Haut spannte sich über die weißen Knochen.

Die Gestalt war in Fetzen gekleidet. Reste eines ehemaligen

Gewandes, das aussah, als wäre es in den Reißwolf geraten.

Um die bleiche Stirn des skelettartigen Gespensts spannte sich ein goldener Reif, in dem Brillianten funkelten.

Die schmalen Hände der Erscheinung packten Richard Patrick bei der Schulter und rissen ihn mit unbarmherziger Gewalt herum.

Hellmarks Bewußtsein empfing einen fürchterlichen Aufschrei, in dem sich Verwunderung, Ratlosigkeit und äußerste Verblüffung mischten.

Er empfand die ganze Gefühlsskala, die von – Jerome Lord of Belbrook kam…

»Patricia! Die Geistergestalt mit dem Stirnreif… das… ist Patricia, meine Frau!«

*

Richard Patrick aus New York reagierte geistesgegenwärtig.

Er erkannte, daß er seine beiden Begleiter nicht mehr erreichte und selbst gefährdet war, in die doppelte, aus dem Nichts aufgetauchte Mauer gerissen zu werden.

Schon spürte er den Sog.

Da war nicht nur die Kraft, die das Gespenst auf ihn ausübte. Da war noch etwas anderes. Der Sog kam aus der diffusen Mauer und riß ihn mit Gewalt nach vorn.

Kräftemäßig konnte er dem nichts mehr entgegensetzen, er konnte nicht bremsen, nicht seine Richtung ändern und die Hände, die sich an sein Jackett klammerten, nicht wegschlagen.

Er war wie gelähmt und völlig im Bann des Geschehens.

Doch sein Hirn funktionierte noch.

Damit konnte er denken – und wünschen…

Und das tat er.

Marlos!

Noch nie war der Gedanke, jetzt dort zu sein, so intensiv in ihm aufgekommen.

Ein ungeheurer Druck entstand in seiner Brust.

Der Übergang erfolgte nicht glatt und problemlos wie sonst.

Er war mit Schmerzen verbunden.

Wie im Alptraum, in dem man vergeblich versucht, vor einer Gefahr davonzulaufen und auf der Stelle tritt, kam sich Richard Patrick in diesen Sekunden vor. Sie schienen ihm wie eine Ewigkeit.

Die Luft vor ihm begann zu flimmern.

Zwischen den Wänden entstand ein Eindruck.

Ein wolkenloser Himmel, von dem die Sonne strahlte, endlos blaues Meer… weißer Sandstrand… Palmen, deren Wipfel sich in sanfter Brise wiegten.

Marlos!

Aber er kam nicht an.

Die Gespensterhände schienen ihn im Gegenteil noch mehr in diese andere, finstere Welt zu ziehen, deren Ausläufer ihn bereits streiften.

Dann gab es einen Knall, als würde unmittelbar neben ihm eine Bombe explodieren.

Patrick verlor den Boden unter den Füßen und flog in die materielose Welt. Die Atome seines Körpers lösten sich auf und wurden eine Tausendstelsekunde später auf der Insel wieder zusammengesetzt.

Geschafft!

Die düsteren Mauern umgaben ihn nicht mehr. Er hatte das Gefängnis, in das er gezogen werden sollte, mit der Kraft seiner Gedanken gerade noch verlassen können.

Die Ankunft auf der Insel, die ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis und des Bösen war, ging auch nicht so glatt über die Bühne wie sonst.

Patrick glaubte, mit einem Fußtritt in den Sand befördert zu werden. Mit Gewalt hatte er sich aus dem Zugriff der Geisterwelt noch losgerissen und wurde durch den eigenen Schwung zu Boden befördert.

Der weiße, weiche Sand drang ihm in Mund und Augen und klebte auf seinen Lippen.

Spuckend und sich den Mund abwischend hob Richard Patrick den Kopf.

»Hallo!« sagte da eine fröhliche Stimme, der etwas Kindliches anhaftete. »Du hast's ja verdammt eilig. Mit solchem Tempo bist du noch nie hier angekommen. Klar, daß man da 'ne Bauchlandung macht…«

Vor seinem Gesicht tauchte ein merkwürdiges Geschöpf auf.

Es war etwa drei Zentimeter hoch, hatte winzige Arme und Beine und außerdem zwischen den Schultern feine, zusammengefaltete Flügel. Sein Kopf war kugelrund und kahl. Auf dem Schädel prangten elf kleine dunkle Noppen, die wie Antennen ausgefahren werden konnten.

Doch Blobb-Blobb – um ihn handelte es sich – hatte alle eingefahren. Und Richard Patrick, der murrend seinen Oberkörper aufrichtete, hoffte, daß es auch so blieb.

Blobb-Blobb war zwar winzig, aber stark in den Kräften, die er freisetzen konnte. Mit seinen ausfahrbaren Para-Antennen konnte er fast jedes parapsychologische Phänomen bewirken.

Blobb-Blobb war stets zu allerlei Spaßen und Scherzen aufgelegt, was ihm inzwischen den Titel des »kleinsten und frechsten Marlos-Bewohners« eingetragen hatte.

Er war wie ein zu Schabernack aufgelegter Jugendlicher, der allerlei ausprobieren wollte, als müsse er dadurch seine eigenen Kräfte erst richtig einschätzen lernen.

»Der Sand schmeckt unangenehm, nicht wahr?« krähte Blobb-Blobb, als er sah, wie der Angekommene den Sand ausspie.

»Ja, da hast du recht«, reagierte Richard Patrick schnell und froh, daß Blobb-Blobb so vernünftig sprach.

»Dem können wir abhelfen«, strahlte der Winzling, und schon hob sich einer der dunklen Punkte auf seinem Kopf in die Höhe. Lautlos glitt ein schwankender Fühler hervor, und der Sand auf und im Mund Richard Patricks veränderte seine Konsistenz und den Geschmack.

Der Sand wurde weich und glatt und schmeckte gar nicht mehr nach Sand.

»He?« sagte Richard Patrick verwundert. »Schmeckt… wie Schokolade…«

»Schmeckt nicht nur so, ist auch welche!« Der kleine Kerl strahlte von einem Ohr zum andern. »Ist gleich fiel angenehmer, nicht wahr?«

Eine Materie in eine andere umzuwandeln gehörte mit zu den Besonderheiten, die ein Wesen wie Blobb-Blobb, das aus dem Mikrokosmos stammte, bewirken konnte.

»Klasse, nicht wahr?«

»Wie man's nimmt«, entgegnete Richard Patrick und erhob sich vollends. »Wer Schokolade mag… Aber ich muß aussehen, als hätte ich daran geschleckt. Wenn überall dort, wo eben noch Sand war, jetzt Schokolade klebt…«

»Ist doch klar, Rich! Ich hab' kein Körnchen ausgelassen.«

Noch während Blobb-Blobb redete, zupfte der auf Marlos Eingetroffene ein sauberes Taschentuch aus seiner Hosentasche und tupfte sich ringsum den Mund ab.

»He?« rief Blobb-Blobb verwirrt. »Was machst du denn jetzt?«

»Ich wisch mir den Mund ab. So kann ich Björn nicht gegenübertreten.«

»Er ist nicht da.«

»Ich kann mich auch den anderen nicht so zeigen… Carminia, oder Danielle, Rani…«

»Die sind alle da.«

»Na, siehst du.«

»Aber das ist kein Grund, die gute Schokolade abzuwischen. Wenn du schon meinst, etwas abwischen zu müssen, dann soll sich's auch lohnen.«

Der Para-Fühler ragte noch immer aus dem Kopf, und die mentale Energie wurde wirksam.

Die Schokolade verfärbte sich – Richard Patricks Gesicht veränderte sich. Er sah aus, als hätte er in eine saure Zitrone gebissen.

»Senf«, entfuhr es ihm.

»Richtig«, krähte der Winzling. »Jetzt hast du wenigstens einen Grund, das *Zeug* wegzuwischen. Schade um die schöne Schokolade.«

Dann schien er das Interesse an einer weiteren Unterhaltung mit dem Mann verloren zu haben.

Er pfiff eine bekannte Melodie vor sich hin, entfaltete seine Flügel, verschränkte die winzigen Arme hinter dem Kopf und erhob sich lautlos in die Höhe, wobei er rücklings durch die Luft schwirrte und den Bauch herausstreckte.

»Falls du die anderen suchst, Rich, sie halten sich in der Hütte von Ulrich auf… dort findet so etwas wie eine große Konferenz statt… wenn ihr mich braucht, könnt ihr rufen. Ich spiel' einstweilen ›Biene Maja‹.«

Und das tat er auch.

Er schwirrte rücklings durch die Luft und ließ sich *vom warmen* Meereswind zu einer riesigen Hibiskusblüte treiben, in die er sanft schwebte.

*

Die rustikalen Blockhütten am Strand sahen alle gleich aus.

Wie die Glieder einer Kette reihte sich eine an die andere. Zwischen ihnen waren Blumenbeete und Rasen angelegt, wuchsen Hibiskussträucher, Palmen und Sonnenblumen.

Jedem, der auf Marlos lebte, stand eine solche selbsterrichtete Hütte zur Verfügung.

Die Hütte, in der Ulrich Koster wohnte, stand nahe einem ausgedehnten Gemüse- und Kräutergarten, der sich weit hinter der Behausung entlangzog.

Bis auf einen Fensterladen waren alle offen.

Der geschlossene Laden befand sich vor dem Fenster, hinter dem eine kleine Dunkelkammer lag, die sich der alte Mann dort eingerichtet hatte.

Patricks Schatten fiel über das Fenster.

Im einfach, aber geschmackvoll eingerichteten Wohnraum waren alle versammelt:

Rani, Danielle, Carminia, Pepe, Jim der Guuf und die Schwester von Ulrich Koster, eine grauhaarige mütterliche Frau, die inzwischen aus dem Leben der Menschen, die hier eine kleine verschworene Gemeinschaft bildeten, nicht mehr wegzudenken war.

Vom Fenster aus sah Patrick sofort die ernsten, betroffenen Gesichter.

Da war etwas passiert…

In dem Moment, als sein Schatten das Fenster streifte, wurde er

von den Freunden in der Hütte ebenfalls wahrgenommen.

»Ich fürchte, ich komm' ungelegen… ist was mit Björn?« reagierte er sofort, noch ehe er angesprochen werden konnte.

Rani Mahay, der Mann mit der prachtvollen Glatze und dem federnden Gang eines Raubtieres, ging auf ihn zu und nickte ernst.

Der Inder weihte den Besucher, der sie in jeder Hinsicht unterstützte, in das ein, was im Central Park geschehen war.

»Das liegt fast zwanzig Stunden zurück«, schloß er mit belegter Stimme seine Ausführungen. »Wir sind ziemlich fertig und suchen nach einer Möglichkeit, Björns Geist, der sich irgendwo im Schattenreich befindet, aufzustöbern. Einmal mit Whiss, der sich zur Zeit im PSI-Feld aufhält, um dort nach einem möglichen Weg zu suchen, dann mit Ulrich, der seine ganze Kraft eingesetzt hat, um eine Fotografie aus dem Jenseits entstehen zu lassen…«

Ulrich Koster und Marga Koster waren Medien.

Seit Jahren kannten sie ihre besonderen Fähigkeiten und hatten abseits und zurückgezogen gelebt, ehe Björn Hellmark auf sie stieß.

Ulrich Koster war in der Lage, auf unbelichtetem Film in einer gewöhnlichen Kamera Bilder zu erzeugen, die aus dem Jenseits kamen.

Zufällige Motive waren im Lauf von vielen Jahren entstanden. Seit einiger Zeit experimentierte Koster auch damit, ganz bewußt bestimmte Motive und Personen zu erreichen. Ob es ihm gelang, Hellmarks Geist im Schattenreich zu lokalisieren, wußte niemand. Das Ganze war ein Versuch, eine Chance. Und es war besser, etwas zu unternehmen, als die Hände in den Schoß zu legen.

Mit dem Experiment sollte gleichzeitig auch der Versuch gemacht werden, etwas über das bis zur Stunde ungeklärte Schicksal Doc Shadows herauszufinden.

Lebte er überhaupt noch?

Wenn nicht, war auch Hellmarks Schicksal besiegelt.

In Anbetracht der Sorgen, die auf der kleinen Gruppe lasteten, erschien es Richard Patrick unpassend, über das zu berichten, was ihm im Dwellyn-Castle passiert war.

Aber auch das war wichtig.

Für Geisterspuk und Dämonen waren Hellmark und seine Crew zuständig. Wenn sie nichts ausrichten konnten, gab es niemand, der etwas gegen die Gefahr aus dem Reich der Finsternis unternehmen konnte.

»Ich komm' sofort mit, Rich«, sagte Rani Mahay ernst. »Ulrich entwickelt die letzten Bilder, das dauert noch ein bißchen. In dieser Zeit können wir sehen, was es mit dem Spukschloß auf sich hat.«

Er nahm zwei Manja-Augen mit, steckte eines davon Richard Patrick zu, ehe sie den »Sprung« in das unterirdische Schloßgewölbe

durchführten…

*

Sie waren mitten drin in Ereignissen, die für den toten Jerome Lord of Belbrook bedeutsam waren.

Die Aura des Mannes, der untersetzt und massig war, löste sich von der Björn Hellmarks in dem Augenblick, als die verschobenen Wände, in die die Entführten von den Geisterhänden gezogen worden waren, Auflösungserscheinungen zeigten.

In den wirbelnden Nebel und die diffuse Materie drangen sie beide ein, um das weitere Schicksal der Entführten zu verfolgen.

Das gelang ihnen ohne besondere Schwierigkeiten.

Der Übergang aus den Wänden des Original Dwellyn-Castle in die Korridore des zweiten, das wie eine anders strukturierte Kopie gewirkt hatte, erfolgte fließend.

Die massiven Wände wichen zurück, und die schwankenden, von diffusem Licht durchwirkten umgaben sie, traten schärfer hervor.

Damit wurden für sie auch die Geschöpfe erkennbar, die den Besitzer des Dwellyn-Castle, Henri-James und die beiden Begleiter Richard Patricks mitgenommen hatten.

»Patricia!«

Jerome Lord of Belbrook schwebte über dem mumifizierten Wesen, das gespenstisch und unheimlich aussah.

Es reagierte nicht auf den Ruf, den Björn dagegen ganz deutlich wahrnahm. Dies bewies ihm, daß sie zwar ihre ursprüngliche Sphäre verlassen hatten, aber noch immer in einer anderen Region angesiedelt waren, die diesen knöchernen, mumifizierten Gespenstern nicht zugänglich war. Sie konnten sie nicht erkennen.

Die Astralleiber der beiden Geistwesen schwebten mit durch die Korridore.

Hellmark sah, daß Jerome Lord of Belbrook mehrere Male die Skelett-Gestalt mit Stirnreif antippte.

Aber die Astralhand war weniger als Luft und bewirkte keinen Berührungseffekt.

Henri-James Lord of Dwellyn, der Reporter und der Fotograf von »Amazing Tales« wurden von den Unheimlichen mitgeschleift, obwohl sie sich noch immer zur Wehr setzten.

Die Mumifizierten behandelten sie wie Spielzeug, ließen sie gelegentlich los, und die Entführten glaubten, flüchten zu können.

Sie rannten davon, in der Hoffnung, hinter einer nächsten Gangbiegung irgendwo im Dunkeln einen Unterschlupf zu finden.

Doch weit gefehlt!

Das andersdimensionierte Spukschloß, gewissermaßen die

Zweitausgabe von Dwellyn-Castle, erwies sich als unentrinnbare Falle.

Bog einer der Flüchtenden um die Ecke – stand ein anderer aus dem Geisterreich dort. Und der Fliehende lief ihm genau in die Arme und wurde damit zum Spielball in den Händen der mumifizierten Geister.

Schreie hallten schaurig durch die düsteren Gänge, die von schummrigem Licht durchpulst wurden, dessen Quellen nicht auszumachen waren.

Die Schreie lockten noch mehr Gespenstische an.

Die meisten trugen nur zerschlissene Stoffetzen auf den fahlen, mit papierdünner Haut überspannten Knochen. Eine tauchte auf, der nach Art der Wikinger einen Metallhelm auf dem Totenschädel trug. Aus den Seiten des Helms ragten gebogene Metallhörner.

Der Unheimliche grinste teuflisch, und das leise, geisterhafte Kichern hallte durch die zwielichtige Atmosphäre.

Die fensterlosen, langen Korridore waren von einer Vielzahl undefinierbarer Geräusche erfüllt.

Jerome Lord of Belbrooks Gedanken sickerten in Hellmarks Bewußtsein.

»Ich… kenne sie… alle, die sich hier bewegen und die ein Ebenbild… des leibhaftigen Todes sind… fehlt nur noch…, daß man ihnen eine Sense in die Hand drückte, damit… sie die Köpfe der Menschen, die sie hierher entführt haben… abschneiden können… Der mit dem Helm… das ist… nein, das war Wilbur…«

»Wer ist Wilbur?«

»Einer meiner Freunde… er war auch Gast in jener Nacht, als der Schwarzkünstler über uns alle Unheil brachte… Nun verstehe ich, was er aus ihnen und mir gemacht hat… Ich war der letzte, und bei mir muß ihm ein Fehler passiert sein… Er hat alle für sich eingenommen und sie in eine andere Dimension geführt… in ein zweites Dwellyn-Castle, das nicht aus dreidimensionaler Materie besteht. Ich kenne hier jeden Stein. Dort vorn… die Mauernische…«

Während die Gedanken Hellmark erreichten, wurden ihm auch gleich die architektonischen Besonderheiten der Gewölbe und Korridore vertraut.

»Hier zwei Verliese… eine Folterkammer… nur wenige Schritte weiter das Gewölbe mit dem riesigen Faß, in dem wir den Whisky ansetzten… Das ist Dwellyn-Castle, kein Zweifel. Und es ist es doch nicht… Dort kann keiner leben… Die ruhelosen Seelen derer, die der Schwarzkünstler entführt hat, treiben hier ihr Unwesen, müssen spuken --erschrecken und quälen unschuldige Opfer, die sie sich von Fall zu Fall und zu ganz bestimmten Zeiten offensichtlich aus dem wirklichen Castle holen… ich blieb nicht hängen in diesem Zwischenreich, meine Seele fand Eingang ins Jenseits, das ich seit

nunmehr gut siebenhundert Jahren auf der Suche nach Patricia durchstreife. Nun verstehe ich… weshalb ich sie nie finden konnte…«

Auch Björn Hellmark war es inzwischen klar geworden.

Dies war mal wieder ein typisches Erlebnis dafür, daß es verschiedene Reiche und Regionen des Unsichtbaren gab.

Die Kopie von Dwellyn-Castle war ein Geisterreich für sich. Hierher hatte vor mehr als siebenhundert Jahren der Schwarzmagier absichtlich eine ganze Gesellschaft geführt. Er hatte Zugang gehabt in die Welt der Geister. Diese Menschen waren längst tot.

Auch Jerome Lord of Belbrook war tot – aber in einer anderen, offensichtlich höheren Sphäre.

Die ruhelosen Seelen von Dwellyn-Castle machten Jagd auf lebende Menschen.

Hier in dieser Sphäre gab es dann weitere Tote, denn die Entführten hatten keine Chance, zu entkommen oder Hilfe zu erwarten.

Hellmarks Geist schwebte durch die Decke eines Verlieses.

Hier stieß er auf ein morsches Skelett, das in einer Ecke hockte, die langen, fleischlosen Arme noch gefaltet zwischen den Beinen.

Ein Entführter, der seit hundert oder zweihundert Jahren hier lag? Niemand wußte es zu sagen.

Der Fotoreporter Richard Patricks lag im Clinch mit dem Geisterhaften namens Wilbur.

Die Knochenhände packten ihn, wirbelten ihn herum und schleuderten ihn durch die Luft.

Der Mann ruderte mit den Armen in der Luft herum, als suche er nach einem Halt. Schwer kam er auf und schlug zu Boden.

Björn Hellmarks Geist befand sich in seine Nähe, und instinktiv streckte der Herr von Marlos hilfreich die Hände aus, um den Sturz des Mannes zu mildern. Aber es war kein Kontakt möglich. Welten trennten sie.

Weder er noch Jerome Lord of Belbrook konnten die geisterhaften Spiele der Toten mit den Lebenden verhindern.

Der Fotoreporter wurde von zwei Skeletten gleichzeitig gepackt und in eine dunkle Nische geschleift.

Dort befand sich ein weiteres Verlies.

Wie bei einem Käfig war es versperrt mit einer Gittertür.

Dahinter stand eine Frau, das Haar zerzaust, frierend und zitternd.

»Raus…«, gurgelte sie mit ersterbender Stimme. »Ich will raus hier…« Sie hielt die Gitterstäbe umfaßt und rüttelte an ihnen.

Einer der Verfluchten drehte einen riesigen, rostigen Schlüssel im Schloß, und quietschend wurde die schwere Eisentür aufgezogen.

Der Neuankömmling wurde in die dunkle, fensterlose Zelle geschubst.

Die Frau stand zwei, drei Sekunden am eisernen Türrahmen, beobachtete die Handlung – und wurde dann selbst aktiv.

Sie setzte alles auf eine Karte und mobilisierte ihre Kräfte, die man ihr nicht mehr zutraute.

Sie ließ sich zu Boden fallen, kroch zwischen den gespreizten Beinen eines Skeletts hindurch, kam dahinter blitzschnell wieder auf die Beine und lief schreiend und wie von Furien gehetzt in einen dunklen Gang, der abzweigte.

Nur wenige Schritte von dort entfernt führten schmale, stark gewendelte Treppen in die Höhe.

Diese Treppe war schwindelerregend.

Die Frau keuchte und wagte es nicht, auch nur einen Blick zurück und in die Tiefe zu werfen.

Die Treppen führten raus aus dem Gewölbe.

Hellmarks Geist hielt sich immer dort auf, wo die Fliehende sich befand. Er konnte ihr nicht helfen, sah ihr verzweifeltes Gesicht und die Kraftlosigkeit, die sie mit einer ungeheuren Willensleistung überwand.

Diese Frau war Loretta Franklin, die vor drei Tagen in die Geister-Kopie von Dwellyn-Castle geraten war.

Aber das wußte Björn Hellmark nicht.

Er war nur ein Geist und erlebte ein Abenteuer in der Schattenwelt der Toten, war quasi selbst ein Toter, mit dem er getauscht hatte…

Es war Neuland, in das er sich begeben hatte.

Er lernte Phänomene und Ereignisse kennen, von denen er bisher in dieser Form noch keine Ahnung hatte.

Sie erweiterten sein Wissen über eine Welt, die längst nicht alle Geheimnisse preisgegeben hatte, und die irgend etwas mit der Anwesenheit der »Omega-Seelen« auf dieser Erde zu tun haben mußte.

Jerome Lord of Belbrooks Andeutung in dieser Richtung beschäftigte ihn unablässig.

Bewirkten sie diese Geisterwelt? Was bezweckten sie damit?

Antworten auf diese Fragen gab es noch nicht.

Die fliehende Frau jagte über die Treppe nach oben, gönnte sich keine Pause und holte das letzte aus ihrem Körper heraus.

Sie erreichte das Ende der Treppe.

Die Verfolger – an ihrer Spitze der schreckliche Wilbur – setzten nach, wollten sie wieder einfangen und schienen an der Verfolgung diebische Freude zu empfinden.

Loretta Franklin taumelte durch einen Wehrgang und stürzte auf einen Durchlaß zu, der ins Freie führte.

Sie schrie gellend um Hilfe und wollte, daß sich Menschen zeigten.

»Hier muß doch jemand sein.«

Und da war auch jemand…

Aus dem Durchlaß gegenüber kamen drei Gestalten, die durch die Schreie aufmerksam geworden zu sein schienen.

Menschen aus Fleisch und Blut? Zumindest wirkten sie so. Sie waren salopp gekleidet. Bluejeans und Pulli, beige Hose und offenes Sporthemd…

Eine Frau war dabei. Sehr jung und sehr hübsch. Dunkle, feucht schimmernde Lippen.

Sie trug hauteng anliegende Jeans, die fast aus den Nähten krachten.

»Menschen? Richtige… Menschen?« Loretta Franklins Augen waren unnatürlich weit geöffnet. Sie taumelte über den rauhen Steinboden auf diese Menschen zu, die sie rätselhaft anlächelten.

»Helft mir! Es ist schrecklich da unten… ich werde verfolgt.«

Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, ihre Lungen pfiffen, wenn sie sprach.

»Verfolgt? Aber von wem sollten Sie denn verfolgt werden?« sagte die Dunkelhaarige, die von den beiden Männern flankiert wurde und die Björn Hellmark auf höchstens achtzehn oder neunzehn Jahre schätzte.

Loretta Franklin kam nicht mehr zum Antworten.

Aus dem Durchlaß hinter ihr in der Wand trat Wilbur.

Sein fahler Körper hob sich vom dunklen Hintergrund ab, sein Gesicht mit den tiefliegenden, leeren Augenhöhlen und dem grinsenden, fleischlosen Mund wirkte noch gespenstischer.

Wilbur sprang.

»Helfen Sie mir!« Loretta Franklins Schrei hallte durch den Wehrgang.

Sie verstand die Welt nicht mehr.

Auch für Björn Hellmark, der aus seiner Sphäre hilflos das Geschehen mitansehen mußte, war dies alles ein Mysterium.

Loretta Franklin war nicht mehr schnell genug, und die drei Menschen – die junge Frau und die beiden Männer – rührten keinen Finger.

Das mumifizierte Skelett fiel Loretta Franklin an. Die beiden Knochenhände stießen nach vorn. Die Frau taumelte auf die Zinnen zu, konnte sich nicht mehr halten und kippte zwischen den steinernen Säulen von der Mauer.

Hellmarks Geist schwang herum.

Was er sah, hielt er für unmöglich. In zweifacher Hinsicht.

Die junge Frau und die beiden Männer, die offensichtlich durch die Schreie der vor Wilbur Fliehenden alarmiert worden waren, wandten sich ab und interessierten sich überhaupt nicht für das, was da geschah.

»Irgendwann«, bemerkte die hübsche Achtzehnjährige, »müssen

wir einen Weg finden, diesem Spuk ein Ende zu bereiten. Es muß eine Möglichkeit geben, den Fehler von damals zu beseitigen. Nicht, daß mich die Ereignisse schrecken. Mich stören allerdings die Besucher, die ich in diesen Mauern mit meinen Freunden, den Männern und Frauen von ›Omega‹ teilen muß.«

*

Das also war es… in dieser Spuk-Ruine waren sie zu Hause.

Schon damals… deshalb wußte auch Jerome Lord of Belbrook von ihnen. Vielleicht hatte in jener Nacht vor über siebenhundert Jahren alles begonnen?

Eine Kopie von Dwellyn-Castle, anders strukturiert und in einer anderen Dimension beheimatet, war ein Zufluchtsort für die Feinde des Lebens und der Menschen. Helfershelfer und Erfüllungsgehilfen der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my!

Hellmarks Geist verfolgte den Sturz der Frau, die Hilfe erwartet hatte und nun doch ihrem Verfolger nicht entkommen war.

Loretta Franklin fiel wie in Zeitlupe.

Sie hatte keine Berührung mehr mit dem Gemäuer und unterstand doch noch den Alptraum-Gesetzen dieser Sphäre und der Spuk-Ruine, in die so viele unglückliche Menschen durch eine Fehlhandlung eines Schwarzmagiers geraten waren.

Der Schrei der Stürzenden hallte schaurig durch die diffuse Atmosphäre der Geisterwelt und kehrte als mehrfaches Echo verstärkt zurück.

Loretta Franklins Sturz war ein Gleiten, endlos wie in einem Alptraum, der für sie wahr geworden war…

*

»Hier war's!«

Richard Patrick kam mit Rani Mahay in den unterirdischen Gewölben von Dwellyn-Castle an.

Einsamkeit, hohe rauhe Mauern und endlose Stille umgaben sie.

Patrick beschrieb den Vorgang noch mal in allen Einzelheiten, so daß Mahay sich ein klares Bild von dem gespenstischen Geschehen machen konnte.

Aber Spuren waren keine zurückgeblieben.

»Wäre ich nicht selbst einbezogen gewesen in die Ereignisse, würde ich glauben, daß alles nur ein Traum war…«

Seine Begleiter waren verschwunden und nirgends auffindbar.

Unverrichteterdinge kehrten sie nach Marlos zurück.

Ulrich Koster kam drei Minuten später aus seiner Dunkelkammer.

Er sah bleich und erschöpft aus.

Sie sahen es schon an seinen Augen.

»Nichts«, sagte Carminia enttäuscht.

»Es gibt Informationen aus dem Jenseits«, bemerkte Koster leise. »Aber sie betreffen nicht Björn.«

Die Zeit wurde langsam knapp.

Rani Mahay warf einen scheuen Blick auf seine Armbanduhr.

In genau zwei Stunden und neun Minuten lief die Zeit ab, in der der Körpertausch wieder vollzogen sein mußte.

Solange man nichts über das Schicksal Doc Shadows, der Hellmarks Körper belebte, wußte, konnte Björn im Reich der Toten auf Wartestellung gehen, und nichts würde sich ereignen.

Noch zwei Stunden und sieben Minuten… und die Zeit rann ihnen wie Sand durch die Finger.

Sie waren zum Abwarten verdammt und wußten, daß genau dies tödlich war für den Mann, der ihnen allen ans Herz gewachsen war…

*

Er warf sich von einer Seite auf die andere.

»Was ist?« fragte seine Frau neben ihm.

»Ich kann nicht schlafen«, antwortete Harold Philips.

Er schleuderte die Decke zurück, stand auf, stieg in die abgetragenen Jeans, die über dem Stuhl lagen, und schlüpfte in das karierte Hemd.

Mrs. Philips richtete sich auf. »Wo willst du hin?« Sie sah blaß und erschöpft aus. Auch sie konnte nach dem, was vor drei Tagen passiert war, kaum noch schlafen. Obwohl sie Beruhigungs- und Schlafmittel einnahm.

»Ich mache keinen Spaziergang. Ich muß nachdenken…«

Sie sagte nichts.

Harold hatte sich verändert.

Er war seit jenem schrecklichen Vorfall ein anderer Mensch geworden.

Die Polizei hatte ihn bereits zum zweiten Mal vernommen, gerade wegen seiner Beobachtungen, die am Waldrand erfolgt waren und bei denen eine seltsame Spukerscheinung im Mittelpunkt stand. Fast hatte er sich nicht getraut, dies überhaupt zu erwähnen. Doch dann hatte er es doch getan.

Die Blicke der Beamten konnte er nicht vergessen.

Die Männer schienen an seinem Verstand zu zweifeln.

Vielleicht stimmte wirklich etwas nicht mit ihm.

Es gab eindeutig Fälle von Geistesgestörtheit, die in gewissen Familien gehäuft auftrat.

Nicht immer war eine Geisteskrankheit gleich erkennbar und brach erst später aus.

Wie bei Leila zum Beispiel…

Sie hatte den Verstand verloren, anders war die Tat, die sie begangen hatte, nicht zu erklären.

Und auch mit ihm ging etwas vor.

Es war nicht normal, daß er die Fassade eines Schlosses gesehen hatte!

Erste Anzeichen beginnenden Wahnsinns – auch bei ihm?

Ehe er das Schlafzimmer verließ, steckte er noch den Revolver, der stets griffbereit in der Nachttischschublade lag, in die Tasche.

Er tat es, ohne daß seine Frau es bemerkte.

Dann löschte er das Licht.

»Ich bin bald wieder zurück. Ich rauch’ nur schnell eine Zigarette draußen. Versuch zu schlafen.«

Mrs. Philips nickte, aber Tränen schimmerten in ihren Augen.

Harold Philips zog leise die Tür hinter sich ins Schloß, blieb einen Moment im Schatten seines Hauses stehen und zündete dann eine Zigarette an.

Er atmete tief durch.

Die Luft war kühl und feucht, und für die Nachttemperatur war er zu leicht angezogen. Aber er kehrte nicht mehr ins Haus zurück, um sich einen Pullover zu holen.

Durch den Garten verließ er sein Anwesen und lief querfeldein. Wie an jenem Abend, am Tag des Mordes, als er Leila verfolgt hatte…

Wie oft er in der Zwischenzeit diesen Weg schon gegangen war, wußte er nicht. Wie ein Magnet zog es ihn aber immer wieder dorthin, wo er die seltsamen, unerklärlichen Beobachtungen gemacht hatte.

Die verrücktesten Gedanken gingen ihm dabei stets durch den Kopf. Überlegungen, die er niemand mitzuteilen wagte.

Vielleicht war Leila in den Einfluß von Außerirdischen geraten? Vielleicht war die Spukerscheinung eine Tarnung für ein UFO gewesen? In den letzten Tagen waren an der Ostküste wieder seltsame Himmelserscheinungen beobachtet worden.

Nächtliche Stille umgab ihn.

Überall in Huddam waren die Lichter erloschen. Die Menschen schliefen.

Aber Philips zog es in die Nacht hinaus, weil er voller Gedanken und Unruhe steckte.

In die Stille drang plötzlich ein fernes Geräusch.

Ein Motor…

Philips wandte den Kopf und sah vom Ende des Weges die abgeblendeten Scheinwerfer eines Fahrzeuges herankommen.

Was hatte ein Auto zu so später Stunde in dieser abgelegenen

Gegend zu suchen?

Es verließ den breiten Hauptweg und benutzte den schmalen Pfad, der normalerweise den Karren und Traktoren zur Verfügung stand.

Der Wagen kam auf ihn zu!

Harold Philips handelte instinktiv.

Er begann zu rennen. Das Gebüsch lag nur noch wenige Schritte von ihm entfernt. Dahinter folgte das Waldstück.

Philips tauchte im Gebüsch unter. Die Scheinwerfer erreichten ihn nicht, so daß die Menschen in dem sich nähernden Fahrzeug nichts von dem nächtlichen Beobachter wußten.

Philips könnte die Art des Fahrzeuges dann erkennen.

Es war ein Krankenwagen…

*

»Wir sind da«, sagte der in Weiß gekleidete Fahrer. »Hier müßte es jetzt sein.«

Nach der Ankunft des »Kranken« auf dem Flughafen in Middletown hatte der Ambulanzwagen bereit gestanden. Der Ohnmächtige und ein Begleiter, ein blonder Mann mit Lippenbart, waren in das Fahrzeug gestiegen, und die Fahrt nach Huddam hatte begonnen.

Nun kam der Transport an seinem Ziel an, und wieder zeigte sich die perfekte Kommunikation zwischen den Menschen mit den »Omega-Seelen«.

Dies hier war ein Fixpunkt, der mit »Maronn« zu tun hatte, und wo sie gefahrlos und unerkannt ein Treffen durchführen konnten.

Der Ambulanzwagen hielt jenseits des Gebüschs, hinter dem Harold Philips atemlos und geduckt stand.

Die Lichter erloschen, dafür war ein anderes zu sehen.

Es war schwächer – und tauchte die Waldschneise in gespenstischen Schein.

Die Fassade des Castle!

Harold Philips’ Augen wurden groß wie Untertassen, und sein Herz begann wie rasend zu schlagen, so daß er befürchtete, die Männer, die aus dem Auto stiegen, könnten es hören.

Philips wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte, auf die sich mehr und mehr verstärkende Ansicht des Spuk-Schlosses oder auf den Ambulanzwagen, wo gerade eine Bahre herausgezogen wurde, auf der ein Mann lag.

Ein großer, breitschultriger, blonder Bursche…

Markant geschnittenes männliches Gesicht.

Der Mann rührte sich nicht. Zwei Sanitäter und ein dritter Mann begleiteten die Bahre.

Sie gingen auf die Fassade zu.

Das mächtige Haupttor schwang gespenstisch lautlos auf.

Harold Philips’ Lippen entrann ein Stöhnen, als er sah, wer dort auftauchte.

»Leila!«

Es wurde ihm nicht bewußt, daß er den Namen herausschrie.

*

Den Fehler gutmachen, konnte er nicht mehr.

Der Mann mit dem Lippenbart stand nur einen Schritt von ihm entfernt.

Er wirbelte herum, warf sich ins Gebüsch und griff zu, ehe Harold Philips daran denken konnte, die Waffe zu ziehen.

»Da ist einer, verdammt!« stieß der Blonde mit dem Lippenbart hervor.

Philips wurde förmlich aus dem Gebüsch gezogen.

»Lassen Sie mich los!« brüllte er. »Ich will zu meiner Tochter! Leila…!«

Da versetzte ihm der andere sogar noch einen Stoß, daß er dem weitgeöffneten Tor des Gespenster-Schlosses entgegenflog.

»Leila! Was hat das alles zu bedeuten? Was wollen die Burschen hier? Warum bist du hierher gelaufen? Komm’ nach Hause zurück, Leila! Es wird alles gut werden. Ich beschaffe dir den besten Anwalt… du warst nicht bei klarem Verstand, als du die Tat begangen hast. Ich bin dein Vater… ich meine es doch nur gut… mit dir…«

Er stürzte auf sie zu. Kalt und abweisend stand sie da, machte eine halbe Drehung nach links und stieß ihn an sich vorbei in die Dunkelheit, aus der sie gekommen war.

Harold Philips wurde im gleichen Augenblick von kräftigen Händen gepackt und festgehalten.

»Leila! Was geht hier vor?«

»Dinge, die du nicht verstehst… läßt ihn nicht mehr los. Er darf mit niemand darüber sprechen, was er gesehen hat!«

Sie zerrten den Widerstrebenden in das diffuse Dunkel. Auch die Bahre wurde von zwei bereit stehenden Personen in Empfang genommen. Sie hoben den Reglosen empor, und die leere Bahre wurde von den beiden Sanitätern wieder zu dem wartenden Ambulanzfahrzeug zurückgebracht. Sie kamen dann noch mal zu dem weit geöffneten Tor zurück, offensichtlich, um noch einige Anordnungen entgegenzunehmen.

Und diese Anordnungen – kamen von Leila Philips.

»Leila? Was hast du mit diesen Männern zu tun? Warum bist du so abweisend zu mir? Ich bin… dein Vater… erkennst du mich denn nicht mehr?«

Sie wandte sich ihm zu. »Mein Vater?« fragte sie grinsend. »Du bist der Vater der sterblichen Hülle, die du gezeugt hast. Ich bin nicht die Leila, die du zu kennen glaubst…«

Philips glaubte zu träumen. Ja, das konnte nur ein Traum sein. Alle diese unwirklichen, surrealen Szenen paßten nur in diese Welt.

Es ergab alles auch gar keinen Sinn.

Dies aus dem Nichts kommende Gespenster-Schloß… der Krankenwagen… der Mann, der von zwei Fremden gehalten wurde, und den man hier eingeliefert hatte wie in einem Krankenhaus… Aber das hier war kein Hospital… und dann Leila, seine Tochter, die von sich behauptete, seine Tochter nicht zu sein…

»Du hast mir den Namen Leila gegeben«, hörte er ihre kühle Stimme. »Aber bei der Geburt – schlüpfte eine andere Seele in den Leib des Kindes, das ihr zur Welt brachtet. Meine Seele…ich bin von ›Omega‹… ich bin kein Mensch… wir leben unter euch. Inzwischen sind es Tausende…«

»Leila«, wisperte Harold Philips entsetzt. »Was sagst du… da? Weißt du, was du sagst?«

»O ja, sehr genau sogar… Ich gehöre hierher, zu meinen wirklichen Freunden. Unsere Seelen in euren Körpern brauchen eine gewisse Zeit zur Reife, bis wir uns erinnern, wer wir wirklich sind… Ich bin keine gewöhnliche Frau von ›Omega‹… Ich habe eine Führungsaufgabe zu erfüllen. Maronn – dieses Maronn – ist meine Mission. Der es vor mir leitete und die Fäden zusammenführte ist tot. Auch wir sterben. Oder besser: eure Körper… unsere ›Omega-Seelen‹ sind und bleiben unsterblich und suchen sich einen neuen Wirtskörper, um sich wieder zu entwickeln und in einem neuen Leib weiterhin zu dienen.«

»Aber – was für einen Sinn ergibt das alles?« stammelte Harold Philips, der immer weniger verstand.

»Den Sinn, daß wir – die ursprünglich Körperlosen – einen Leib haben werden, wenn es die Menschen schon nicht mehr gibt. Wir sind das Volk der letzten Tage der Menschheit.

Jetzt bereiten wir alles vor. Das Ende der Zeiten ist nahe. Rha-Ta-N'my gebührt der Thron, die Menschheit hat ihre Chance verspielt. Wir werden leben… für immer! Die Ewigkeit gehört uns, wenn Rha-Ta-N'my auf flammendem Strahl auf die Erde zurückkehren wird. Die Körper, die wir dann haben werden, sind unsterblich. Ewiges Leben… Dafür lohnt es sich, auch mal Unangenehmes und Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen.«

»Ich verstehe… das alles nicht…«

Harold Philips war totenbleich.

Im Gegensatz zu ihm jedoch verstand jemand anders, der auch anwesend war, obwohl niemand ihn registrierte oder sah.

Björn Hellmarks Geist…

Ihm entging nichts.

Er war in eine der dritten Dimension nahen Sphäre der Geister getaucht, und so nahm er Bilder und Stimmen auf und konnte sich daraus ein eigenes Bild machen.

»Du brauchst es auch nicht zu verstehen. Du wirst sowieso sterben, denn du gehörst nicht zu uns. Maronn ist ein Punkt, wo die Fäden zusammenlaufen, wo Seelen aus dem Nichts empfangen werden. Sie müssen das Maronn passieren… Insgesamt gibt es sieben solcher ›Empfangsstationen‹ auf der Erde. Diese ist die merkwürdigste, denn in ihr spukt es… Durch das Fehlverhalten eines Magiers, der vor vielen Jahrhunderten lebte und uns verbunden war… Dennoch erfüllt ›Maronn‹ seinen Zweck, und darauf allein kommt es an. Und wie du weißt, ist unser Aufenthalt in den Empfangsstationen, die sich in unsichtbaren Sphären hin und her bewegen können und von Zeit zu Zeit an den Ort zurückkehren, von dem sie genommen sind, um ihre Struktur nicht zu verlieren, zeitlich begrenzt. Bald sind wir ewig, und es werden viele von uns sein, die noch auf die Erde eingeschleust werden… Schafft ihn fort«, sagte sie plötzlich, als sie sah, daß der breitschultrige blonde Mann, der mit einer Bahre hierher entführt worden war, sich zu rühren begann. »Tötet den Mann, der behauptet mein Vater zu sein!«

Ihr Lachen klang grausam in seinen Ohren. Und wie ein Rausch kam es über ihn.

Harold Philip schrie auf wie ein tödlich verletztes Tier.

Alle seine Kräfte legte er in seinen Befreiungsversuch. Mit wildem Ruck riß er sich los. Seine Rechte zuckte zur Hosentasche und wie durch Zauberei lag plötzlich die Schußwaffe zwischen seinen Fingern.

Er verlor keine Sekunde und zog den Hahn sofort durch.

Ein Schuß bellte auf, ein zweiter, ein dritter…

Sie kamen so dicht hintereinander, daß sie sich anhörten wie ein einziger.

Schreie ertönten und hallten schaurig durch die Atmosphäre.

»Leila Philips« griff sich an die Brust und stürzte nach vorn.

Befehle wurden gebrüllt.

Ein weiterer Mensch mit einer »Omega-Seele« stürzte getroffen zu Boden.

»Fort von hier!«

Röchelnd kamen die Worte über die bebenden Lippen »Leila Philips«, die augenblicklich von drei, vier ihrer »Rassenangehörigen« schützend umgeben wurde.

Zu einem vierten Schuß kam Harold Philips nicht mehr. Mit einem gezielten Haken wurde er zurückgeschleudert und ihm die Schußwaffe aus der Hand geschlagen. In hohem Bogen flog sie durch die Luft und landete irgendwo auf dem Boden in einem Korridor des

halbmateriellen Schlosses.

Björn Hellmarks Körper, in dem der Geist Doc Shadows sich befand, war losgelassen worden, als die Schüsse krachten.

Shadow, aus der Betäubung erwachend, registrierte den Sturz und fing sich ab.

Geistesgegenwärtig nahm er die Gefahr wahr.

Er spürte, daß alles ringsum – bis auf Harold Philips – »Omega-Seelen« waren.

Und es wurde ihm bewußt, daß die Dwellyn-Castle-Kopie, in der man ihm so etwas Ähnliches wie einen Prozeß hatte machen wollen, wankte und pulsierte, als würde es von einem gewaltigen Beben geschüttelt.

Die Spuk-Ruine wollte sich völlig entmaterialisieren!

Das große Tor, die einzige Verbindung zur dreidimensionalen Außenwelt, glitt lautlos zu.

Da warf Shadow sich nach vorn.

Er handelte spontan, aus dem Augenblick heraus.

Er wußte, daß er in einem ›Maronn‹ angekommen war, daß es ihn aber vernichten würde, wenn er sich unter diesen Umständen hier aufhielt.

Zuviel Zeit war durch die Betäubungen vergangen, so daß er nicht wußte, wie lange er unter der Spritzenwirkung gestanden hatte.

Fast befiel ihn Furcht, als er daran dachte, daß er seinem Partner vielleicht ein für allemal die Tür ins Diesseits vor der Nase zugeschlagen hatte.

Er war bereit zum Tausch, auch in diesem Augenblick, wo seine Existenz auf des Messers Schneide stand.

Vielleicht gerade deshalb.

Der Mann, der ihm diesen Körper geliehen hatte, konnte besser mit diesem Organismus umgehen als er.

Wenn Hellmarks Geist zurückkehrte, konnte er zum Beispiel mit Macabros…

Shadow flog förmlich auf den schmaler werdenden Türspalt zu, als er die Veränderung merkte.

Hellmarks Geist war ganz nahe!

Der Tausch erfolgte fast im fliegenden Wechsel, rasch, jedoch nicht ohne körperliche Schmerzen und Beklemmung.

Shadow löste sich aus dem Leib, der den Spalt erreichte, und Hellmark beseelte seinen eigenen Körper wieder.

Er hechtete durch den Ausgang und spürte schon die Berührung des Tores an seinen Hüften.

Da schloß sich das Tor.

Hellmark kam zu Fall, rollte sich auf dem Boden ab und sah, wie das fahle, geisterhafte Leuchten erlosch und die Fassade von Dwellyn-

Castle ins Nichts eintauchte und alles mitnahm, was sich hinter dem Tor befand…

*

Zehn Sekunden starrte er in die Dunkelheit vor der Waldschneise.

Nichts mehr zu sehen…

Ruhe war eingekehrt.

Nur der abseits stehende Krankenwagen mit einer Zulassungsnummer aus Middletown zeugte davon, daß das Ganze kein Spuk gewesen war.

Björn Hellmark vernahm ein leises Seufzen neben sich.

»Das war knapp«, bemerkte Doc Shadows Stimme. »Wir sind rausgekommen…«

Hellmark nickte. »Erreicht haben wir verhältnismäßig wenig, wenn man berücksichtigt, was sich alles ereignet hat. Maronn, die Kopie des Dwellyn-Castle, ist weg. Möglich, daß die neue Führungskraft, die den menschlichen Namen Leila Philips trägt, nun nicht mehr zum Zug kommt. Die schien schwerverletzt.«

Während er sich erhob, zog er das Fazit der Ereignisse.

Harold Philips' Zurückbleiben in der Spuk-Ruine bei den »Omegas« hatte sich leider nicht vermeiden lassen. Er war in ihren Händen und würde wahrscheinlich das gleiche Schicksal erleiden wie andere, die das Geheimnis der Menschen mit den »Omega-Seelen« durch Zufall oder bewußt kennengelernt hatten.

Vielleicht würden sie ihm auch wiederbegegnen, denn sie wollten alles daransetzen, dem Geisterort der »Omegas« einen weiteren Besuch abzustatten und seine Schwachpunkte ausfindig zu machen.

Doc Shadow war mit der ersten großen Berührung zwischen den »Omegas« und ihm nicht ganz zufrieden.

»Zu viele Dinge sind dazwischengekommen, und sie haben gezeigt, daß sie inzwischen auch von mir wissen und die Gefahr, die ich durch meine Kenntnisse für sie bedeute«, murrte er. »Sie haben gelernt…«

»Gelernt haben auch wir, Doc. Und wir werden gemeinsam mit den anderen alles erörtern, was wir gesehen und gehört haben und werden zusammen erarbeiten, wie wir künftig gegen die ›Omegas‹ vorgehen wollen. Und eins kann ich dir garantieren: Wenn es einen Weg gibt, sie früher zu erkennen, dann werden wir diesen Weg finden. Wir müssen ihnen zuvorkommen und verhindern, daß sie diesmal zuerst angreifen, wie du es im Central-Park erleben mußtest.«

Björn dachte auch daran, die Erkenntnisse über die Menschen mit den ›Omega-Seelen‹ weiterzugeben an eine Institution, die mit der UNO zusammenarbeitete und der Spezialisten angehörten. Diese Spezialisten untersuchten die Frage, ob es wirklich Fremde und

Außerirdische auf diesem Planeten gab.

Die Omegas gehörten mit Sicherheit dazu.

Björn Hellmark ließ seinen Doppelkörper entstehen und versetzte sich mit seiner Hilfe auf die unsichtbare Insel zurück, um den dort verzweifelt auf seine Rückkehr Wartenden ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Der unsichtbare Geist aus der Schattenwelt, Doc Shadow, kam mit.

*

Erleichterung machte sich breit, als Björn sich zu den Freunden gesellte, und Jubel brach aus.

Erste Gespräche wurden geführt und Konsequenzen aus dem Zusammenstoß mit den bösartigen »Omegas« gezogen.

Auch Whiss, der in seinem PSI-Feld einen Weg zu den Verschwundenen gesucht hatte, nahm an dieser »Konferenz« teil.

Er hatte mit Hilfe des PSI-Feldes Möglichkeiten des Auffindens gesucht und war auch überzeugt davon, daß es welche gab. Aber er brauchte einfach mehr Zeit, um die Experimente durchzuspielen, und auch er war heilfroh, daß dieses gefährliche Abenteuer noch so glimpflich ausgegangen war.

Nicht glimpflich ausgegangen war es für den derzeitigen Besitzer des Dwellyn-Castle, für Henri-James of Dwellyn und seinen Sohn Brian. Gut ausgegangen war es auch wahrscheinlich nicht für Harold Philips, der eine so schreckliche und unfaßbare Entdeckung hatte machen müssen.

Eine schreckliche und unfaßbare Entdeckung machten zwei Tage nach der Rückkehr auf die Insel auch Björn und seine Getreuen.

Sie suchten gemeinsam das echte und dreidimensionale Dwellyn-Castle in den schottischen Highlands auf.

Durch »Leila Philips« wußte Hellmark, daß zur Erhaltung der Struktur des anders dimensionierten »Omega-Castle« – wie sie es für sich nannten – hin und wieder eine Rückkehr zum Original-Platz, an dem es entstanden war, erfolgen mußte.

Während ihres Aufenthalts dort stießen sie nicht auf die Parallel-Linien der Dwellyn-Castle-Kopie.

Offenbar streckten die »Omegas« nach dem Zusammenstoß mit Hellmark und Shadow die Zeitspanne ihrer Rückkehr.

Aber Björn und seine Freunde stießen auf etwas anderes.

Aus einer Wand ragte eine menschliche Hand, die verzweifelt nach einem Halt zu suchen schien.

Die schmale Hand einer Frau…

Mit Whiss’ Hilfe war es kein Problem, die riesigen Steinquader herauszubrechen. Wo man normalerweise mit Pickel, Hammer und

Meißel zu Werke hätte gehen müssen, genügten Whiss' Para-Kräfte.

Er lockerte das Gestein auf und legte – den Körper einer Frau frei, die in die gewaltigen Quader eingemauert worden zu sein schien.

Die Tote war bleich, kalt und steif, aber sie war niemals eingemauert worden.

Björn Hellmark, der als Geist die Ereignisse in dem Spuk-Schloß mitbekommen hatte, wußte, was geschehen war.

Die Tote war Loretta Franklin, die von dem gespenstischen Wilbur von den Zinnen des anders strukturierten Dwellyn-Castle gestoßen worden war.

Sie war in der dritten Dimension angekommen, aber nicht ganz…

Die Linien zwischen dem Diesseits und dem Jenseits hatten sich verschoben, und so war sie nicht vor der massiven, trutzigen Mauer angelangt, sondern mitten in ihr!

Björn gab der Polizei telefonisch einen Tip.

Die Beamten bargen die Tote aus dem dunklen Gewölbe, das sein Geheimnis aber dennoch nicht preisgab, denn schließlich waren Henri-James Lord of Dwellyn und Sohn Brian jetzt verschwunden.

Hellmark wußte, wo sie waren.

In den Händen der ruhelosen Geister eines Spuk-Schlosses, dessen Geheimnis sie erst angekratzt hatten und von dem er hoffte, es so schnell wie möglich ganz lösen…

ENDE